

Ehe für alle – Adoptionsrecht für alle?

- Die aktuelle überprüfbare Studienlage* (eine Auswahl "nach bestem [Ge-] Wissen)

Vorwort

Vielleicht wird alles gut, wenn manche sich einmal den "Schaum vor dem Mund" abwischen und jenseits persönlicher Betroffenheit, Wünschen, Ideologien, "alternativen Fakten" und in jeder Weise "freien Meinung" einmal darüber nachdenken, worum es eigentlich geht: in welcher Welt können auch noch unsere Kinder und Enkel jenseits der verbreitet pubertären Selbstbezogenheit unserer Wunsch-dir-was- Erwachsenenwelt leben? Wer dann auch nur im Netz die aktuelle, spärliche und widersprüchliche - Studienlage recherchiert, dem mag die gegenwärtige Häme über die vermeintlich Ewig-Gestrigen schnell vergehen: auf der Befürworter Seite für "Ehe- und Adoptionsrecht für alle" findet sich da letztlich in Deutschland nur eine "politisch bestellte" Studie, deren methodische Schwächen sich kein Student erlauben dürfte. Umgekehrt finden die Gegner immerhin mehrere Studien, die dem wissenschaftlich- kritischen Blick weit besser standhalten und zeigen: die besten Chancen für eine seelisch gesunde Entwicklung haben Kinder, die in einer Familie aufwachsen, in denen der leibliche Vater in konventioneller Ehe mit der leiblichen Mutter der Kinder lebt, in allen anderen Lebensformen ist das Risiko emotionaler Störungen doppelt bis dreimal so hoch. Fazit: es gibt kein Recht auf Kinder - aber Kinder haben um ihrer seelischen Gesundheit willen ein Recht auf leibliche Eltern. Das sollten wir als Gesellschaft um unserer Zukunft Willen bedenken, wen wir mit der Aufwertung bestimmter Lebensformen, die weder unserem Fortbestand noch der seelischen Gesundheit zukünftiger Generationen dienen, automatisch die bisher favorisierte Form von Ehe und Familie relativierend infrage stellen und dadurch letztlich auch abwerten.

Dr. Joachim Stoffel

Gleichgeschlechtliche Elternschaft auf dem Prüfstand – eine Analyse aktueller Studien (Auszüge)

Warum die „Kein-Unterschied“-These nicht haltbar ist

<http://www.dijg.de/homosexualitaet/adoptionsrecht/gleichgeschlechtliche-elternschaft/>

Jeppe Rasmussen

In der Debatte über die sogenannte Homo-Ehe und deren mögliche Auswirkungen auf die Gesetzgebung zu Adoptionsrecht, Samenspende, Ei-Spende und Leihmutterchaft behaupten ihre Befürworter oft, es mache für das Kindeswohl keinen Unterschied, ob ein Kind bei einem gleichgeschlechtlich



Dipl.-Journalist und Leiter
des Deutschen Instituts für
Jugend und Gesellschaft
(DIJG).

lebenden Paar oder bei Mutter und Vater bzw. einem Frau-Mann-Paar aufwächst.¹ Zahlreiche Interessenorganisationen, Medien und Politiker machen sich für diese These stark. Doch ist sie haltbar? Ist sie sachlich begründet und empirisch belegt?

l) *Loren Marks*: Wie haltbar sind die Schlussfolgerungen der APA?

Die **American Psychological Association (APA)** veröffentlichte 2005 einen Bericht über „lesbische und schwule Elternschaft“, der bis heute als maßgeblich für die Gesetzgebung in den USA gelten soll. ... *Loren Marks* unterzog 2012 diese Studien und die im **APA-Bericht** gezogene Schlussfolgerung einer eingehenden Prüfung.³

1.1. **Schwerwiegende methodische Mängel**: Fehlen von sinnvoll definierten Kontrollgruppen

Loren Marks wollte zunächst feststellen, wie repräsentativ die 59 Studien sind, ... Es stellte sich heraus, dass in vielen Studien „kleine, nicht-repräsentative, homogene Stichproben privilegierter lesbischer Mütter“ ausgewählt [wurden], ...

Ein weiterer methodischer Mangel betrifft die Kontrollgruppen: In 26 der 59 Studien (44,1 %) gab es keinerlei heterosexuelle Kontrollgruppe; ...

1.2 Studienergebnisse werden im Bericht der APA nicht korrekt oder gar nicht wiedergegeben

...⁸ In den empirischen Sozialwissenschaften ist es Konsens, dass die Beurteilung von Kindern durch ihre Eltern subjektiv und tendenziell zu positiv gefärbt ist.⁹ Das Urteil von Eltern „alles ist bestens“ ist immer kritisch zu hinterfragen. ...

1.3 Parameter zur Bestimmung von „Kindeswohl“ sind wenig aussagekräftig

... 1.4 Es fehlen Langzeitbeobachtungen und adoleszente bzw. volljährige Teilnehmer

...

1.5 Verstoß gegen eine Grundregel der empirischen Sozialwissenschaften durch unzulässige Pauschalaussage

...

Bereits 2001 hatten *Robert Lerner* und *Althea Nagai* 49 Studien¹⁸ zu homosexueller Elternschaft ausgewertet und auf genau dieselbe unzulässige Schlussfolgerung vieler Studien hingewiesen. Die Forscher stellten insgesamt fest, „dass die in diesen Studien verwendeten Methoden so fehlerhaft sind, dass sie nichts belegen“. Sie sollten darum nicht in Rechtsfällen zur Problematik „homosexuelle

oder heterosexuelle' Elternschaft eingesetzt werden. Ihre Behauptungen haben keine [wissenschaftliche] Grundlage.¹⁹

1.6 Der APA-Bericht ist wissenschaftlich nicht verlässlich begründet

... 2) Neuere, repräsentative Studien weisen auf Unterschiede hin

... Rosenfeld – 2010²²: Fehlerhaft kodierte Gruppe nivelliert den Unterschied

... Black (2007) schätzte, dass mehr als 40 % der gleichgeschlechtlichen Paare in Wirklichkeit wohl fehlerhaft klassifizierte, gegengeschlechtliche Paare waren.²⁴ ...

Douglas W. Allen (2012) nutzte dieselben Daten wie Rosenfeld, wählte aber ein anderes methodisches Vorgehen und neue Kontrollgruppen. Er fand signifikante Unterschiede zwischen den Kindern, die in homosexuellen Haushalten mitlebten, und denjenigen in heterosexuellen Haushalten.²⁶ ...

Wainwright – 2004²⁸, 2006²⁹, 2008³⁰: Faktor Vaterfigur im Haushalt fällt unter den Tisch

... Ähnlich wie bei Rosenfeld gab es also auch hier erhebliche Überschneidungen im Kernmerkmal der beiden Gruppen.

Regnerus – 2012-a³³, 2012-b³⁴: Unterschiede sind durchaus messbar, aber nicht begründbar

... Viele dieser Unterschiede waren statistisch signifikant. Bei den Teilnehmern mit einer lesbischen Mutter war im Erwachsenenalter das Risiko, arbeitslos zu sein, öffentliche Leistungen zu beziehen oder eine außereheliche Affäre zu haben, um ein Dreifaches erhöht. Die Häufigkeit, irgend-wann im Leben sexuellen Missbrauch erlitten zu haben, war erheblich höher bei denen, die eine Zeitlang bei einer lesbischen Mutter oder einem schwulen Vater gelebt hatten, verglichen mit denen, die bei ihren leiblichen, verheirateten Eltern aufwuchsen.³⁶ ... Allen – 2013³⁹: Vorteil für Kinder, die mit beiden leiblichen Elternteilen leben

... Anhand einer großen Stichprobe konnte Allen Kinder identifizieren, die bei gleichgeschlechtlichen Paaren lebten. Seine Analyse ergab: Die Wahrscheinlichkeit, einen High School Abschluss zu machen, war bei den Kindern aus gleichgeschlechtlichen Haushalten um gut ein Drittel (35 %) geringer als bei Kindern, die mit ihren leiblichen, verheirateten Eltern aufwuchsen.

Sullins – 2015-a⁴⁰, -b⁴¹: Emotionale Probleme bei Kindern, die bei gleichgeschlechtlichen Paaren leben

....

Die Auswertung ergab: Bei Kindern in gleichgeschlechtlichen Familien ist das Risiko für ernsthafte emotionale Probleme mehr als doppelt so hoch wie bei Kindern in gegengeschlechtlichen Familien⁴³ (9,3 % im Vergleich zu 4,4 %). Wird als Vergleichsgruppe nur die Gruppe der Kinder genommen, die bei ihren leiblichen, miteinander verheirateten Eltern leben, ist das Risiko für Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien sogar um das Dreieinhalbfache erhöht.⁴⁴

...⁴⁶

Auch in Bezug auf das Auftreten von ADHS⁴⁷ – Gegenstand von Sullins zweiter Studie – liegen die Unterschiede im gleichen Größenverhältnis: Wurde die Diagnose ADHS bei Kindern in gleichgeschlechtlich strukturierten Familien in 14 % der Fälle gestellt, so lag die Quote bei den Kindern in gegengeschlechtlichen Familien bei 6,8 %.⁴⁸

Was Sullins erste Studie so bemerkenswert macht, sind die Hypothesen, die er verwerfen konnte. Sullins prüfte, ob sich die oben genannten Unterschiede auf *soziale Stigmatisierung, geringere Familienstabilität oder ernsthafte psychische Probleme bei den Eltern* zurückführen ließen.

Im Falle der *Stigmatisierung* zeigte sich zwar grundsätzlich ein Zusammenhang mit den psychischen Problemen der Kinder, allerdings erfuhren die Kinder aus den gegengeschlechtlichen Familien etwas häufiger⁴⁹ Stigmatisierung als die Kinder aus den gleichgeschlechtlichen Haushalten. Die höhere Gefährdung der emotionalen Gesundheit bei den Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien konnte also mit sozialer Stigmatisierung nicht erklärt werden.

Die Unterschiede in der *familiären Stabilität*, die anhand der Wohnverhältnisse gemessen wurden, waren zu gering, um als signifikanter Einfluss gelten zu können; auch *psychische Probleme bei einem Elternteil* konnten als Erklärung ausgeschlossen werden. Bei letzterem kam es sogar zu einem Paradox: Bei der Bereinigung der Daten um den Faktor „Psychische Probleme bei den Eltern“ erhöhte sich der statistische Unterschied zwischen den Gruppen, statt, wie erwartet, zu sinken. Mit anderen Worten: Von einer psychischen Erkrankung der Eltern waren die Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien härter betroffen als die Kinder in gegengeschlechtlich strukturierten Familien. Eine Erklärung kann Sullins dafür nicht geben.

Zuletzt prüfte Sullins, ob die *Anwesenheit oder Nicht-Anwesenheit leiblicher Eltern* die Unterschiede erklären konnte. Tatsächlich war das Aufwachsen bei den leiblichen Eltern, also sowohl der leiblichen Mutter als auch dem leiblichen Vater, ausschlaggebend für die Unterschiede in der psychischen Gesundheit der Kinder. Sullins betont: „Die höhere psychische Gesundheit der Kinder in

gegengeschlechtlichen, verheirateten Familien verglichen mit gleichgeschlechtlichen Familien kann fast ausschließlich mit der Tatsache erklärt werden, dass gegengeschlechtliche, verheiratete Eltern ihren eigenen gemeinsamen, biologischen Nachwuchs aufziehen, was in gleichgeschlechtlichen Familien nie der Fall ist. Der Hauptvorteil der [natürlichen] Ehe ist für die Kinder möglicherweise nicht so sehr, dass sie damit *bessere* Eltern haben (stabiler, finanziell besser ..., was tatsächlich so ist), sondern die Tatsache, dass es ihre *eigenen* [leiblichen] Eltern sind. Das traf auf alle Kinder zu, deren leibliche Eltern miteinander verheiratet waren [...]; es traf auf weniger als die Hälfte der Kinder in den anderen Familienstrukturen zu und auf kein einziges Kind in einer gleichgeschlechtlichen Familie. Ob nun gleichgeschlechtlich lebende Paare vor dem Gesetz eine ‚Ehe‘ eingehen können oder nicht – die grundlegenden, ja gegensätzlichen Unterschiede zwischen beiden Familienformen in Bezug auf die leiblich-biologische Komponente und ihre Bedeutung für das Kindeswohl werden bleiben – zum relativen Nachteil der Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien.“⁵⁰

Sullins – 2015-c⁵¹: „Homosexuelle Ehe“ – unerwartete, negative Auswirkungen

... Nach der Datenbereinigung konnte *Sullins* bestätigen, was auch *Wainwright* in ihrer ersten Studie 2004 fand: Die Jugendlichen, die in lesbischen Haushalten mitlebten, gaben häufiger an, sich mit ihrer Schule verbunden zu fühlen. *Sullins* fand aber zwei weitere Unterschiede: die Jugendlichen in den gleichgeschlechtlichen Haushalten hatten einen signifikant besseren Notendurchschnitt, litten aber gleichzeitig signifikant häufiger an Ängstlichkeit.

Um herauszufinden, ob „Verheiratet-Sein der Eltern“ das Kindeswohl beeinflusst, teilte *Sullins* die gleichgeschlechtlichen Paare nochmals in zwei Gruppen auf: in diejenigen, die sich als „verheiratet“ bezeichneten; und in diejenigen, die sich als „unverheiratet“ bezeichneten.⁵⁴ ... Die Forschung zu Familienstrukturen hat bisher belegt, dass eine Ehe einen positiven Effekt auf das Kindeswohl hat. Dies zeigte sich in dieser Studie auch bei den hetero-sexuellen Paaren: Bei den Jugendlichen in den gegengeschlechtlichen Familien schnitten die Jugendlichen der verheirateten Eltern stets besser ab als die Jugendlichen der unverheirateten Eltern.

In den homosexuellen Familien war es aber genau umgekehrt: Den Jugendlichen bei den gleichgeschlechtlich-verheirateten Paaren ging es sehr viel schlechter als den Jugendlichen bei den unverheirateten gleichgeschlechtlichen Paaren: Erstere erlebten fast doppelt so häufig depressive Symptome und negative zwischenmenschliche Beziehungen, fühlten sich fast dreimal so häufig unglücklich und hatten dreimal so häufig erlebt, zu Sex gezwungen zu werden (nur Mädchen bejahten diese Frage). Ihre Ängstlichkeit war größer, sie weinten viel öfter, ihr Notendurchschnitt war schlechter.

...Zwei weitere Ergebnisse aus *Sullins* Untersuchung fallen ins Auge:

44,8 % der Jugendlichen bei den verheirateten gegengeschlechtlich lebenden Eltern und 50 % der Jugendlichen bei den unverheirateten gegengeschlechtlich lebenden Eltern gaben an, dass andere Menschen sich ihnen gegenüber häufig unfreundlich oder ablehnend verhielten (empfundene Stigmatisierung). Die Jugendlichen aus den gleichgeschlechtlichen Familien erlebten das viel seltener (verheiratete gleichgeschlechtliche Familien: 22,5 %, unverheiratete: 11,5 %). Das unterstützt die Ergebnisse aus der ersten Studie von *Sullins*, dass mögliche Stigmatisierung und soziale Ablehnung nicht die Ursache für die größere Not der Kinder in gleich-geschlechtlichen Familien sein können.

Zweitens besagte die Untersuchung, dass gleichgeschlechtlich lebende Eltern mindestens so liebevoll und fürsorglich wie gegengeschlechtlich lebende Eltern sind. In der Kategorie „Elterliche Wärme/Herzlichkeit“ lagen nach Angaben der Jugendlichen die Skala-Werte für ihre gleichgeschlechtlich lebenden Eltern (verheiratet: 4,41; unverheiratet: 4,59) geringfügig vor den Skala-Werten über die gegengeschlechtlich lebenden Eltern (verheiratet: 4,34; unverheiratet: 4,21)⁵⁷. Für das Kindeswohl scheint das aber nicht entscheidend zu sein: „[D]ie Folgerung, dass diese elterlichen Qualitäten zu gleichen oder besseren Ergebnissen bei den Kindern in gleichgeschlechtlichen Familien führen, ist falsch. Diese vortrefflichen Eigenschaften gleichgeschlechtlich lebender Eltern bestehen gleichzeitig neben den Erfahrungen höherer emotionaler Not bei den Kindern, was insbesondere für die Situation bei den verheirateten, gleichgeschlechtlich lebenden Eltern gilt.“⁵⁸

Wie ist die höhere emotionale Not bei Kindern und Jugendlichen in homosexuellen Haushalten zu erklären? *Sullins* weist darauf hin, dass bei einer homosexuellen Partnerschaft „per Definition“ die Struktur der doppelten leiblichen Elternschaft und damit auch die Komplementarität von Mutter und Vater immer fehlt. Auf diesen Punkt soll im letzten Absatz näher eingegangen werden.

3) Der unterschiedliche, komplementäre Beitrag von Mann und Frau

Wissenschaftlich ist es gut untersucht und belegt, dass es für Kinder viele Vorteile mit sich bringt, wenn sie bei ihren leiblichen, komplementärgeschlechtlichen Eltern aufwachsen.⁵⁹

Männer und Frauen unterscheiden sich nicht nur körperlich voneinander, auch seelisch sind sie „von Natur aus anders“⁶⁰. Auf diese Bedeutsamkeit für die gesunde psychische Entwicklung des Kindes weisen viele Forscher hin.⁶¹ ...

Das liberale amerikanische Forschungsinstitut Child Trends schreibt: „Die Forschung zeigt deutlich, dass die Familienstruktur, in der Kinder aufwachsen, von Bedeutung ist. Die Struktur, die Kinder am besten unterstützt, ist eine Familie mit den biologischen Eltern des Kindes in einer konfliktarmen Ehe. Kinder mit alleinerziehenden Eltern, Kinder von nie verheirateten Müttern, Kinder in Stieffamilien oder mit unverheiratet zusammenlebenden Erwachsenen haben ein höheres Risiko für ein schlechteres Abschneiden. Zum Wohl der Kinder ist es notwendig, starke, stabile Ehen zwischen den biologischen Eltern zu fördern [...] Es ist nicht einfach die Anwesenheit von zwei Erwachsenen [...], es ist die Anwesenheit der biologischen Eltern, Vater und Mutter, die die Entwicklung von Kindern begünstigt.“⁶⁸

4) Zum Wohl des Kindes unterscheiden

Homosexuelle Elternschaft nimmt eine vorrangige Rolle im politischen Kampf um Gleichheit ein. Wie dieser Studienüberblick zeigt, können – was das Kindeswohl betrifft – zwei Männer oder zwei Frauen nicht gewährleisten, was ein verheiratetes Paar, das seine *gemeinsamen*, leiblichen Kinder aufzieht, leistet.

Fast alle Studien, die nach eigenen Angaben keinen Unterschied zwischen den Familienformen feststellen konnten, zeigen erhebliche methodische Schwächen, verwenden keine repräsentativen Daten und ziehen häufig unzulässige Schlussfolgerungen. Manche der „Kein-Unterschied“-Studien weisen – nach einer erneuten Analyse der Daten – auf deutliche Unterschiede hin.

Die jüngsten Studien, die mit den größten Datensätzen arbeiten und repräsentative Stichproben nutzen, zeigen allesamt auf, dass das Kindeswohl in gleichgeschlechtlichen Familien gefährdeter ist als in anderen Familienformen. Der größte Unterschied besteht dabei zwischen Kindern in homosexuellen Haushalten und Kindern, die bei ihren gemeinsamen, leiblichen Eltern aufwachsen.

Was mögliche Auswirkungen einer rechtlich anerkannten „Ehe“ für homosexuell lebende Paare betrifft, sind zudem alarmierende Ergebnisse aufgetaucht: Die Untersuchung von *Sullins* zeigt, dass es Kindern bei gleichgeschlechtlich-verheirateten Paaren schlechter geht als bei gleichgeschlechtlich lebenden, aber nicht miteinander verheirateten Paaren. Die Resultate korrelierten statistisch mit der Dauer, die ein Kind bei einem homosexuell lebenden Paar verbracht hat: Je länger, desto schlechter ging es dem Kind. Der explorative Charakter dieser Ergebnisse legt nahe, dass weitere Untersuchungen notwendig sind.

Festzuhalten ist:

Kinder sind immer zu unterstützen, unabhängig davon, in welchen Beziehungskontexten sie aufwachsen. Nicht alle Beziehungskonstellationen aber sind gleich förderlich für ein Kind.

Es gehört zur Natur jedes Menschen, dass er einen Vater und eine Mutter hat. Zum Wohl der Kinder sollten wir das als Gesellschaft und als Einzelne im Blick behalten.

Anmerkungen

¹ Vgl. *Marina Rupp*: Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln 2009. An dieser Studie lassen sich in Bezug auf methodisches Vorgehen und Stichprobe erhebliche Mängel feststellen. Siehe dazu [Christl R. Vonholdt: Das Kindeswohl nicht im Blick](#). In: Bulletin. Nachrichten aus dem Deutschen Institut für Jugend und Gesellschaft. Sonderdruck 2009, S. 2-4.

² *Charlotte J. Patterson* (2005): Lesbian and Gay Parenting. Für die American Psychological Association, 2005. Abrufbar unter: www.apa.org/pi/lgbt/resources/parenting-full.pdf , Zugriff am 1. Oktober 2015.

³ Vgl. *Loren Marks* (2012): Same-sex parenting and children's outcomes: A closer examination of the American Psychological Association's brief on lesbian and gay parenting. In: *Social Science Research*, Jg. 41, S. 735-751.

⁴ *Marks* (2012), ebd., S. 739. Sämtliche – ...

⁵ *Sotirios Sarantakos* (1996): Children in three contexts: Family, education, and social development. In: *Children Australia*, 21, 23-31. ...

⁶ Ebd., S. 30.

⁷ Ebd., S. 26.

⁸ Sieben Studien hatten eine größere Stichprobe. Vgl. *Marks* (2012), a.a.O., S. 743.

* Die Studie von *M. Rupp* war eine "Auftragsstudie" von Fr. *B. Zypries* (heute BMWI), die nach meiner Kenntnis die einzige die LGBTQ-Argumentation unterstützende und auch –m.W! – die einzige Untersuchung im deutschsprachigen Raum darstellt, auf deren Fehlerhaftigkeit ich aber auch in meiner Studie: "Gendermainstream - ..." (<http://www.beratung-sonthofen.de/was-ich-noch-zu-sagen-haette.htm>) schon hingewiesen habe.

An dieser Stelle möchte ich betonen, dass es mir natürlich nicht möglich ist in eigener Recherche mit Sicherheit alle Studien zu erfassen, sodass ich Ergänzungen und sachliche Diskussion gerne annehme.

J. Stoffel

- ⁹ Vgl. z. B. *Fiona Tasker* (2010): Same-Sex Parenting and Child Development: Reviewing the Contribution of Parental Gender. In: *Journal of Marriage and Family* 72, S. 35-40, hier S. 36. „...“¹⁰
Lehrerangaben, schulische Prüfungen, Angaben der Kinder und der Eltern.
- ¹¹ Vgl. *Patterson* (2005): a.a.O., S. 6-7; in der dortigen Fußnote.
- ¹² Vgl. *Marks* (2012), a.a.O., S. 743.
- ¹³ Ebd., S. 744.
- ¹⁴ Vgl. z.B. *Judith Wallerstein* (2004), The Unexpected Legacy of Divorce. In: *Psychoanalytic Psychology*, Jg. 21, Nr. 3, S. 353-370.
- ¹⁵ Vgl. *Marks* (2012), a.a.O., S. 744. Adoleszenz: 12-18 Jahre.
- ¹⁶ Zu den Auswirkungen auf die Kinder, die sich erst nach langer Dauer zeigen, siehe den Abschnitt über [Sullins – 2015-c](#) in diesem Artikel.
- ¹⁷ Vgl. *Marks* (2012), a.a.O., S. 745.
- ¹⁸ Unter den 49 Studien bei *Lerner* und *Nagai* waren 29, die auch Teil der 59 Studien im APA-Bericht waren.
- ¹⁹ *Robert Lerner, Althea K. Nagai* (2001): No Basis: What the Studies Don't Tell Us About Same-Sex Parenting. Washington 2001, S. 6. ...
- ²⁰ Vgl. *Susan Golombok, Fiona Tasker* (1996): Do parents influence the sexual orientation of their children? Findings from a longitudinal study of lesbian families. In: *Developmental Psychology*, Jg. 32, Nr. 1, S. 3-11.
- ²¹ Ich orientiere mich dabei an den Ausführungen in: [Brief of Amici Curiae American College of Pediatricians](#) [pdf], Family Watch International, *Loren D. Marks, Mark D. Regnerus and Donald Paul Sullins* (2015). Hiernach „Amici Brief ACP 2015“, Zugriff am 1. Oktober 2015.
- ²² *Michael J. Rosenfeld* (2010): Nontraditional Families and Child Progress Through School. In: *Demography*, Jg. 47, Nr. 3, S. 755-775.

²³ Ebd., S. 770.

²⁴ *Black et al.* (2007): [The Measurement of Same-Sex Unmarried Partner Couples in the 2000 U.S. Census](#), Zugriff am 1. Oktober 2015.

²⁵ Vgl. Amici Brief ACP 2015, S. 31.

²⁶ *Douglas Allen et al.*: Nontraditional Families and Childhood Progress Through School: A Comment on Rosenfeld. In: *Demography*, 2012, Jg. 50, Nr. 3, S. 955-961.

²⁷ Vgl. ebd., S. 959-960. "[W]e find that children being raised by same-sex couples are 35 % less likely to make normal progress through school; this difference is statistically significant at the 1 % level."

²⁸ *Jennifer L. Wainwright, Stephen T. Russell, Charlotte J. Patterson* (2004): Psychosocial Adjustment, School Outcomes, and Romantic Relationships of Adolescents with Same-Sex Parents. In: *Child Development*, Jg. 75, Nr. 6, S. 1886-1898.

²⁹ *Jennifer L. Wainwright, Charlotte J. Patterson* (2006): Delinquency, victimization, and substance use among adolescents with female same-sex parents. In: *Journal of Family Psychology*, Jg. 20, Nr. 3, S. 526-530.

³⁰ *Jennifer L. Wainwright, Charlotte J. Patterson* (2008): Peer relations among adolescents with female same-sex Parents. In: *Developmental Psychology*, Jg. 44, Nr. 1, S. 117-126.

³¹ Die Daten kamen aus der repräsentativen National Longitudinal Survey Adolescent Health (Add Health) Erhebung.

³² Vgl. *Wainwright* (2004), a.a.O., S. 44.

³³ *Mark Regnerus* (2012-a): How different are the adult children of parents who have same-sex relationships? Findings from the New Family Structures Study. In: *Social Science Research*, Jg. 41, Nr. 4, S. 752-770.

³⁴ Vgl. *Mark Regnerus* (2012-b): Parental same-sex relationships, family instability, and subsequent life outcomes for adult children: Answering critics of the new family structures study with additional analyses. In: *Social Science Research*, Jg. 41, S. 1367-1377.

³⁵ Ebd., S. 752.

³⁶ Vgl. Regnerus (2012 a), a.a.O., S. 763. ...³⁷ Vgl. Regnerus (2012-b): a.a.O., S. 1369.

³⁸ Amici Brief ACP 2015, S. 18.

³⁹ Douglas W. Allen (2013): High school graduation rates among children of same-sex households. In: Review of the Economics of the Household. Jg. 11, Nr. 4, S. 635-658. ...⁴⁰ D. Paul Sullins (2015-a): Emotional Problems among Children with Same-Sex Parents: Difference by Definition. In: British Journal of Education, Society & Behavioral Science, Jg. 7, Nr. 2, S. 99-120.

⁴¹ D. Paul Sullins (2015-b): Child Attention-Deficit Hyperactivity Disorder (ADHD) in Same-Sex Parent Families in the United States: Prevalence and Comorbidities. In British Journal of Medicine & Medical Research, Jg. 6, Nr. 10, S. 987-998.

⁴² Es waren Daten des U.S. National Health Interview Survey aus den Jahren 1997-2013.

⁴³ Zu den gegengeschlechtlichen Familien zählten die Familien mit den leiblichen Eltern des Kindes, verheiratet oder nicht-verheiratet, sowie Stieffamilien und Alleinerziehende.

⁴⁴ 3,63 Mal so häufig.

⁴⁵ Für eine ausführlichere Besprechung der Ergebnisse von Sullins siehe die Zusammenfassung seiner Studie: [Emotionale Probleme bei Kindern. Gleichgeschlechtliche und gegengeschlechtliche Familien im Vergleich. Bevölkerungsgestützte, repräsentative Studie aus den USA](#). Von D. Paul Sullins, zusammengefasst von Jeppe Rasmussen, Zugriff am 1. Oktober 2015.

⁴⁶ Sullins (2015-a), a.a.O., S. 106.

⁴⁷ ADHS: Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitäts-Syndrom.

⁴⁸ Vgl. Sullins (2015-b), a.a.O., S. 992.

⁴⁹ ... Vgl. Sullins (2015-a), a.a.O., S. 110.

⁵⁰ Sullins (2015-a), a.a.O., S. 114-115. In der vorläufigen Fassung der Studie im Internet sind die beiden Begriffe kursiv geschrieben, in der endgültigen Printfassung fehlt das Kursive.

⁵¹ D. Paul Sullins (2015-c): The Unexpected Harm of Same-sex Marriage: A Critical Appraisal, Replication and Re-analysis of Wainwright and Patterson's Studies of Adolescents with Same-sex Parents. In British Journal of Education, Society & Behavioral Science, Jg. 11, Nr. 2, S. 1-22.

⁵² Wainwright wies selbst auf 26 Konstellationen hin, in denen der Vater oder eine Vaterfigur mitlebte. Zusätzlich dazu fand Sullins eine Konstellation, in der ein Pflegevater mitlebte. Dadurch waren es bei ihm nur 17 Jugendliche, die bei einer lesbisch lebenden Mutter aufwuchsen.

⁵³ Wainwright et al. (2004), a.a.O., S. 1889.

⁵⁴ Vgl. Sullins (2015-c), a.a.O., S. 9.

⁵⁵ Die Datenerhebung fand 1995 statt. Da es erst ab 2004 einen rechtlichen Rahmen für eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft in den USA gab, handelt es sich somit um das Selbstverständnis des Paares.

⁵⁶ Vgl. Sullins (2015-c), a.a.O., S. 9-15.

⁵⁷ Je höher die Zahl, desto herzlicher / wärmer wird das Elternteil erlebt.

⁵⁸ Amici Brief ACP 2015, S. 45.

⁵⁹ Vgl. z. B. Susan L. Brown (2010): [Marriage and Child Well-Being: Research and Policy Perspectives](#). Manuskript der Autorin, Zugriff am 1. Oktober 2015.

⁶⁰ Vgl. Doris Bischof-Köhler: Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart 2006.

⁶¹ Vgl. z.B.; Frank Dammasch: Triangulierung und Geschlecht. Das Vaterbild in der Psychoanalyse und die Entwicklung des Jungen. In: Frank Dammasch, Dieter Katzenbach, Jessica Ruth: Triangulierung. Lernen, Denken und Handeln aus psychoanalytischer und pädagogischer Sicht. Frankfurt a. M. 2008, S. 13-39; Stefanie Liebig: Die Bedeutung des Vaters für die kindliche Entwicklung. Folgen von Vaterlosigkeit und Vaterentbehnung. Saarbrücken 2012; Horst Petri: Das Drama der Vaterentbehnung. Freiburg 1999.

⁶² Vgl. Bischof-Köhler, a.a.O., S. 261.

⁶³ Vgl. *A. Dean Byrd* (2010): Dual-Gender Parenting for Optimal Child Development. In: *Journal of Human Sexuality*, Jg. 2, S. 105-124. Mit vielen Hinweisen zu weiteren Studien.

⁶⁴ Vgl. *Ilanit Gordon et al.* (2010): Oxytocin and the Development of Parenting in Humans. In: *Biol Psychiatry*, Jg. 68, Nr. 4, S. 377-382.

⁶⁵ Vgl. *Thomas G. Powers* (1994): Compliance and self-assertion: Young children's responses to mothers versus fathers. In: *Developmental Psychology*, Jg. 30, Nr. 6, S. 980-989.

⁶⁶ Vgl. *Anna Sarkadi et al.* (2007): Fathers' involvement and children's developmental outcomes: a systematic review of longitudinal studies. In: *Acta Paediatrica*, Jg. 97, Nr. 2, S. 153-158, hier S. 155.

⁶⁷ Vgl. *Sara Mc. Lanahan & Gary Sandefur*: *Growing Up with a Single Parent: What Hurts, What Helps*. Cambridge 1994, Hinweis bei *Byrd* (2010), a.a.O., S. 113.

⁶⁸ *Kristin Anderson Moore et al.* (2002), [Marriage from a Child's Perspective: How Does Family Structure Affect Children, and What Can We Do About It?](#) [pdf], In: *Child Trends Research Brief*, S. 1-2, 6, Zugriff am 1. Oktober 2015.



Emotionale Probleme bei Kindern (Auszüge)

Gleichgeschlechtliche und gegengeschlechtliche Familien im Vergleich

<http://www.dijg.de/homosexualitaet/adoptionsrecht/emotionale-probleme-bei-kindern/>

Bevölkerungsgestützte, repräsentative Studie aus den USA. Februar 2015, D. Paul Sullins¹

Zusammengefasst von Jeppe Rasmussen

Zusammenfassung

...

Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien haben ein fast viermal so hohes Risiko (3,63-mal) für ernsthafte psychische Probleme verglichen mit Kindern, die mit ihren beiden leiblichen, miteinander verheirateten Eltern aufwachsen.

ADHS wurde mehr als doppelt so häufig bei Kindern in gleichgeschlechtlichen Familien nachgewiesen verglichen mit Kindern in komplementärgeschlechtlichen Familien (15,5 % gegenüber 7,1 %).

Anders als erwartet erlebten Kinder in komplementärgeschlechtlichen Familien soziale Stigmatisierung geringfügig häufiger als Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien.

...

Der entscheidende Faktor, der den Unterschied in der psychischen Gesundheit der Kinder im Vergleich der Familienstrukturen erklären konnte, war die gemeinsame leibliche (biologische) Elternschaft. Es war nicht die Ehe als solche, sondern das Aufwachsen des Kindes mit beiden leiblichen Eltern, der leiblichen Mutter und dem leiblichen Vater.

...

Die Studie

Fragestellung

Haben Kinder, die bei gleichgeschlechtlich lebenden Eltern aufwachsen, häufiger ernsthafte psychische Probleme als Kinder, die bei komplementärgeschlechtlich lebenden Eltern aufwachsen?

Lassen sich die in den vergangenen Jahren ... gezogenen Schlüsse – dass Kinder keine psychischen Nachteile haben, wenn sie bei gleichgeschlechtlich lebenden Eltern aufwachsen – aufrecht erhalten, wenn man große, bevölkerungsgestützte Stichproben untersucht? ...

Stichprobe

Paul Sullins nutzte eine für die USA repräsentative Stichprobe mit 207.007 Kindern; ... Daten (1997 bis 2013) stammen aus dem *National Health Interview Survey* (NHIS), einer in den USA jährlich durchgeführten standardisierten Befragung von 35.000 – 40.000 Haushalten. In den Haushalten mit Kindern wird jeweils ein Kind zufällig als Stichproben-Kind ausgewählt.

Methoden

Zur Messung psychischer/emotionaler Probleme und Verhaltensauffälligkeiten der Kinder füllten die Eltern u.a. eine Form des *Strength and Difficulties Questionnaire* (SDQ)³ aus. Zusätzlich wurde direkt die Frage an sie gestellt, ob ihr Kind psychische Probleme oder Verhaltensauffälligkeiten zeigt.

Verglichen wird die emotionale Gesundheit von Kindern in gleichgeschlechtlichen Familien⁴ mit Kindern in komplementärgeschlechtlichen Familien und Alleinerziehenden.⁵

Ergebnisse

Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien hatten mehr als doppelt so häufig (9,3 %) ernsthafte psychische/emotionale Probleme verglichen mit Kindern in komplementärgeschlechtlichen Familien. (4,4 %)⁶

Die direkte Frage an die Eltern, ob ihr Kind psychische Probleme hat, ergab: 14,9 % der Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien hatten ernsthafte psychische Probleme⁷, dagegen nur 5,5 % der Kinder in komplementärgeschlechtlichen Familien.

ADHS wurde mehr als doppelt so häufig bei den Kindern in gleichgeschlechtlich strukturierten Familien festgestellt verglichen mit Kindern in komplementärgeschlechtlich strukturierten Familien (15,5 % gegenüber 7,1 %).

Paul Sullins zieht den Schluss: „Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien hatten mehr als doppelt so häufig den Hausarzt wegen psychischer Probleme aufgesucht verglichen mit Kindern in komplementärgeschlechtlichen Familien... ...“⁸

Ergebnisse im Detail

In *allen* Familienformen sind Kinder, die in gleichgeschlechtlichen Familien leben, potentiell benachteiligt gegenüber Kindern, die in anderen Familienformen leben, was ihre psychische Gesundheit angeht. Am größten ist ihre Benachteiligung gegenüber Kindern, die mit ihren beiden leiblichen, miteinander verheirateten Eltern aufwachsen.

...

Woran können die Unterschiede liegen? – Prüfung von vier Hypothesen

Um dieser Frage nachzugehen, untersuchte *Sullins* vier Faktoren (Variablen) und stellte dazu vier Hypothesen auf:

- 1) Die Unterschiede sind bedingt durch *soziale Stigmatisierung* (Mobbing, Isolation und Hänseleien), die Kinder aufgrund des homosexuellen Lebens ihrer Eltern erleiden.
- 2) Die Unterschiede sind bedingt durch die *geringere Stabilität*, die gleichgeschlechtliche Beziehungen haben.
- 3) Die Unterschiede sind bedingt durch die *ernsthaften psychischen Probleme/psychischen Erkrankungen der Eltern*, die bei homosexuell lebenden Männern und Frauen häufiger vorkommen.
- 4) Die Unterschiede sind bedingt durch Fehlen oder Vorhandensein der *biologischen (leiblichen) Elternschaft*.

Ergebnisse der Hypothesenprüfungen

1. Soziale Stigmatisierung

...

Die höhere Rate an ernsthaften psychischen Problemen bei den Kindern in gleichgeschlechtlichen Familien konnte damit also nicht erklärt werden.

2. Geringere Familienstabilität

..., weshalb auch dieser Faktor für die erhöhte psychische Belastung der Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien nicht herhalten konnte.

3. Ernsthafte psychische Probleme der Eltern

... die Daten zeigen: Die psychische Erkrankung eines Elternteils erhöhte das Risiko für ernsthafte emotionale Probleme bei Kindern in gleichgeschlechtlichen Familien stärker als bei Kindern in gegengeschlechtlichen Familien. Eine Erklärung für dieses Phänomen kann der Autor der Studie nicht geben.

4. Biologische Elternschaft

Der entscheidende Faktor, der den Unterschied in der psychischen Gesundheit der Kinder im Vergleich der Familienstrukturen erklären konnte, war das Aufwachsen mit den *eigenen*, leiblichen (biologischen) Eltern¹², der leiblichen Mutter *und* dem leiblichen Vater. Nicht die Ehe als solche war der entscheidende Faktor, sondern die gemeinsame, leibliche Elternschaft.¹³

...

Schlussfolgerungen von *Paul Sullins*

1. Da eine gemeinsame biologische Elternschaft in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften per Definition ausgeschlossen ist, muss damit gerechnet werden, „dass höhere emotionale Probleme ein bleibendes Merkmal in gleichgeschlechtlichen Familien sein können.“¹⁷

2. Keine rechtliche oder kirchliche Anerkennung gleichgeschlechtlicher Beziehungen kann den biologischen Unterschied zwischen einer heterosexuellen und einer homosexuellen Beziehung ausgleichen. Aus einer komplementärgeschlechtlichen Beziehung können gemeinsame Kinder hervorgehen, gemeinsame biologische Elternschaft ist die Regel. Aus einer homosexuellen Beziehung können keine gemeinsamen Kinder hervorgehen.

...

Fremdadoption

Die Daten zur Fremdadoption wurden in der Gesamtauswertung der Studie nicht berücksichtigt. Wegen der geringen Zahl der Stichprobenkinder können sie nicht verallgemeinert werden. Sie sind aber brisant und werden deshalb hier genannt:

Von den Kindern, die ohne irgendein biologisches Elternteil aufwachsen (*Fremdadoption*) haben Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien ein doppelt so hohes Risiko, was das Entstehen ernsthafter emotionaler Probleme betrifft, verglichen mit Kindern in komplementärgeschlechtlichen Familien.

Hier besteht dringend weiterer Forschungsbedarf.

© DIJG Mai 2015

Anmerkungen

¹ Sullins, D. P., Emotional Problems among Children with Same-Sex Parents: Difference by Definition. British Journal of Education, Society & Behavioural Science 2015, 7, 2, S. 99-120. Article no.BJESBS.2015.074. www.sciencedomain.org/abstract.php?id=21&aid=8172

² Ebd., S. 114.

³ Der SDQ ist ein gut validierter, vielfach erprobter Fragebogen, der psychische Probleme/psychische Erkrankungen bei Kindern zuverlässig erfasst. Er hat einen hohen positiven Vorhersage-Wert (74 %) und einen sehr hohen negativen Vorhersage-Wert (98 %).

⁴ Bei den gleichgeschlechtlichen Familien wurde keine weitere Unterteilung vorgenommen. 76 % der Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien lebten mit einem biologischen Elternteil und dessen Partner/deren Partnerin. 24 % der Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien lebten ohne biologisches Elternteil.

⁵ Zu den komplementärgeschlechtlichen Familien gehören als große Gruppen: zwei biologische Elternteile des Kindes, miteinander verheiratet; zwei biologische Elternteile des Kindes, zusammenlebend; Stiefeltern verheiratet; Stiefeltern, zusammenlebend, Alleinerziehende. 64 % der Kinder in komplementärgeschlechtlichen Familien lebten mit ihren beiden leiblichen Eltern, 34 % lebten mit einem biologischen Elternteil und nur 2 % lebten ohne ein biologisches Elternteil.

⁶ Auswertung SDQ.

⁷ Serious emotional problems.

⁸ "...children with same-sex parents are assessed at higher levels of distress for every measure of child emotional difficulty, developmental difficulty or treatment service compared to children with opposite-sex parents." Sullins, a.a.O., 106.

⁹ Die Kategorie gleichgeschlechtliche Eltern umfasst in 76 % ein biologisches und ein fremdes Elternteil, in 24 % zwei biologisch fremde Elternteile.

¹⁰ Die Unterschiede sind nicht signifikant.

¹¹ Serious psychological distress.

¹² In den komplementärgeschlechtlichen Familien gab es einen wesentlich höheren Prozentsatz, was „biologische Elternschaft“ betrifft: 63,9 % der Kinder lebten mit beiden biologischen Eltern (verheiratet oder nicht), 34,2 % lebten mit einem biologischen Elternteil und nur 1,8 % lebten bei biologisch fremden Eltern. In den gleichgeschlechtlichen Familien lebten 76,4 % der Kinder mit einem biologischen Elternteil und 23,6 % mit biologisch fremden Eltern.

¹³ „Die höhere psychische Gesundheit der Kinder in komplementärgeschlechtlichen Familien verglichen mit gleichgeschlechtlichen Familien ist fast ausschließlich darauf zurückzuführen, dass komplementärgeschlechtliche, verheiratete Eltern ihren gemeinsamen biologischen Nachwuchs aufziehen, was in gleichgeschlechtlichen Familien nie der Fall ist. Der Hauptvorteil der verheirateten Eltern ist für die Kinder nicht so sehr die verbesserte Elternschaft (stabiler, finanziell besser ...), sondern die Tatsache, dass es ihre eigenen [leiblichen] Eltern sind. Das traf auf nahezu alle Kinder zu, deren biologische Eltern miteinander verheiratet waren; es traf auf weniger als die Hälfte der Kinder in den anderen Familienstrukturen zu und auf kein einziges Kind in einer gleichgeschlechtlichen Familie. Ob nun gleichgeschlechtlich lebende Paare vor dem Gesetz eine ‚Ehe‘ eingehen können oder nicht – Was die biologische Komponente für das Kindeswohl ausmacht, werden die beiden Familienformen [komplementärgeschlechtlich gegenüber gleichgeschlechtlich] auch weiterhin grundsätzlich unterschiedliche, ja gegensätzliche Auswirkungen haben – zum relativen Nachteil der Kinder in gleichgeschlechtlichen Familien.“ (Sullins, S. 114-115)

¹⁴ Sullins, a.a.O., S. 110.

¹⁵ Siehe Fußnote 12.

¹⁶ Sullins, a.a.O., S. 113.

¹⁷ Sullins, a.a.O., S. 114.



Und wo bleiben die Kinder?

Die völlige Gleichstellung von homosexuellen Partnerschaften mit der traditionellen Familie ist eine Fehlentwicklung! (Auszüge)

Von Heinz Zangerle – Psychotherapeut Innsbruck

<http://diepresse.com/home/meinung/gastkommentar/1570014/Und-wo-bleiben-die-Kinder>

03.03.2014 um 18:14 in: "die Presse"

...

Kann in einer Homo-Ehe ein natürliches, ausgewogenes Verhältnis zum Kind entstehen? Wenn's um Kinder geht, muss die Frage erlaubt sein, ob homosexuellen Paaren ein Recht auf Adoption zugestanden werden soll. Für Kinder geht es schließlich nicht darum, was gleichgeschlechtliche Paare wollen und ob sie sich diskriminiert fühlen oder nicht, sondern primär darum, was ihrer Entwicklung förderlich ist.

Lautes Diskriminierungsgetöse

Fragt man Kinder, würden sie mit Vehemenz ihr Recht auf Vater und Mutter einklagen. Sie würden sich auch dagegen wehren, dass in der öffentlichen Debatte unter permanenter Abwertung der traditionellen Familienform fast nur die Ansprüche und Bedürfnisse des homosexuellen Paares nach Kindern im Vordergrund stehen.

Die Entscheidung von Menschen zu homosexueller Partnerschaft ist zu respektieren. Aber ihre völlige Gleichstellung mit der traditionellen Familie ist eine Fehlentwicklung! Schließlich kann der Zweck der Adoption – vor allem eines fremden Kindes – aus kinderpsychologischer Sicht nur der sein, diesem zu einer vollständigen Familie mit Vater und Mutter zu verhelfen. Elternschaft besteht aus einer Beziehung von einem Mann und einer Frau, die in einem sexuellen Spannungsverhältnis zueinander stehen und die es den Kindern ermöglicht, in diesem Spannungsverhältnis eine sexuelle und kulturelle Identität zu entwickeln.

...

Gegen Zeitgeist und vermeintlichen Wählerwillen geht es schließlich auch um die Frage, was langfristig mit guten Gründen als gesellschaftliche Norm gewünscht wird. Und da hat die

klassische Familie noch immer die Nase vorn! Doch das zu sagen gilt heute fast schon als politisch nicht korrekt.

Dr. Heinz Zangerle, Psychologe
und Psychotherapeut in Innsbruck,
Autor von Fachbüchern.



Deutsches Institut für Jugend und Gesellschaft (DIJG)
Jeppe Rasmussen (V.i.S.d.P.)
Offensive Junger Christen – OJC e. V.

Die Leiblichkeit steht dem im Weg

Warum eine homosexuelle Partnerschaft keine Ehe ist (Auszüge)

<http://www.dijg.de/homosexualitaet/gesellschaft/homosexuelle-partnerschaft-ist-keine-ehe/>

Christl R. Vonholdt

Aktuell wird in Politik und Gesellschaft über die rechtliche Einführung einer „Homo-Ehe“ diskutiert. Worum geht es? Was steht auf dem Spiel? Was sind die Unterschiede zwischen Ehe und homosexueller Partnerschaft? Was sind die Auswirkungen auf die nächste Generation?

Von

Christl Ruth Vonholdt



Dr. med., Fachärztin für Kinder- und Jugendmedizin, frühere Leiterin des Deutschen Instituts für Jugend und Gesellschaft.
Arbeitsschwerpunkte: Identität, Identitätsentwicklung, Bindungstheorien, Sexualität, Auseinandersetzung mit den Gender-Theorien und christliche Anthropologie.

Zwei Merkmale unterscheiden die Mann-Frau-Beziehung von jeder homosexuellen Partnerschaft: Die leiblich-körperliche Vereinigung und das Potential zur Weitergabe des Lebens. Beides gehört zusammen.

...

Ein Adoptionsrecht?

Was bedeutet es für das Kindeswohl, wenn homosexuellen Partnerschaften ein allgemeines Adoptionsrecht zugestanden wird?

1. Kinder müssen sich damit auseinandersetzen, dass ihre Herkunft mit anonymer Samenspende oder zunehmend auch mit Leihmutterschaft zu tun hat.

2. Durch das Aufwachsen in einem homosexuellen Haushalt wird dem Kind immer und *vorsätzlich* eine Mutter- oder Vaterentbehrung zugemutet. Kaum etwas ist in der sozialwissenschaftlichen Forschung der letzten 40 Jahre so gut belegt wie die Tatsache, dass Mutter- oder Vaterentbehrung gravierende, oft lebenslange negative Folgen hat. Ein Kind, das bei Alleinerziehenden aufwächst, kann die „Fehlstelle“ noch betrauern und so konstruktiv bearbeiten. Die „homosexuelle Familie“ erhebt aber den Anspruch, eine „komplette Familie“ zu sein: niemand fehlt, „zwei Erwachsene“ genügen und Geschlecht ist unwichtig. Demgegenüber befinden die führenden Bindungsforscher Deutschlands *Klaus und Karin Grossmann*: „Wir haben es mit deutlichen Geschlechtsunterschieden im Einfluss der

Eltern auf die Entwicklung ihrer Kinder zu tun. (...) Beide zusammen, Vater und Mutter, legen erst die Grundlagen für die psychische Sicherheit und ergänzen einander.“⁹

3. Bis heute kann keine einzige Studie nachweisen, dass Kinder in homosexuellen Haushalten ebenso gut aufwachsen könnten wie bei Mutter und Vater. Amerikanische Studien legen nahe, dass Kinder mit homosexuell lebendem Vater oder Mutter offener für homosexuelle Beziehungen sind und sich häufiger selbst als „nicht-heterosexuell“ bezeichnen.¹⁰

4. In England dürfen im Geburtsregister eines Kindes zwei Frauen als „Eltern“ eingetragen werden. Was bedeutet es für das Selbstverständnis eines Kindes, wenn es sich nicht seines doppelgeschlechtlichen, männlich-weiblichen Ursprungs vergewissern kann?

5. Die aktuelle Forschung hat Hinweise darauf, dass Kinder und Jugendliche, deren Vater eine homosexuelle Beziehung hat, in einem Umfeld aufwachsen, durch das sie einem höheren Risiko für sexuellen Missbrauch ausgesetzt sind.¹¹ Wird hier weiter geforscht?

...Zuerst erschienen (ohne Fußnoten) in „Die Tagespost“ vom 26.09.2012 unter dem Titel: Die kollektive Illusion der Homo-„Ehe“.

Anmerkungen

¹ Siehe: Rosenstock-Huessy, E., Soziologie I, Kohlhammer, Stuttgart 1956, S. 251.

² McWhirter, D., Mattison, A., The male couple – How relationships develop, Englewood Cliffs, NJ 1984, S. 3.

³ Epidemiologisches Bulletin des Robert Koch Instituts Berlin 21/2011 vom 30.05.2011.

http://www.rki.de/DE/Content/Infekt/EpidBull/Archiv/2011/Ausgaben/21_11.pdf?__blob=publicationFile

Zugriff 27.09.2012

⁴ Siehe hierzu: NARTH (Hrsg.) Journal of Sexuality, vol. I, 2009, S. 83 ff.

⁵ Die wichtigsten Forschungen hierzu wurden von der University of Chicago durchgeführt: Laumann, E.O., The social organisation of sexuality, University of Chicago, Chicago 1994, S. 283-320.

⁶ Nach Nicolosi, J., [Gay as self-reinvention](#), Zugriff 27.09.2012

⁷ Remafedi, G., Demography of sexual orientation in adolescents. Pediatrics, 89, 1992, S. 714 f.

⁸ Siehe Laumann, E.O., The social organisation of sexuality, a.a.O.

... National Health Statistics Report, US Centers for Disease Control and Prevention, CDC, März 2011.

⁹ Grossmann, K. und K., Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit, Klett, Stuttgart 2004, S. 16.

¹⁰ Siehe: Stacey, J., Biblarz, T. J., (How) does the sexual orientation of parents matter? American Psychological Review 66, 2, 2001, S. 159-183.

A. Dean Byrd, Gender complementarity and child rearing: where tradition and science agree.

<http://www.narth.com/docs/GenderComplementarityByrd.pdf>

Schumm, W.R., Children of homosexuals more apt to be homosexuals? A reply to Morrison and to Cameron based on an examination of multiple sources of data. Journal of Biosocial Science, 2010, 42, S. 721-742.

Regnerus, M., How different are the adult children of parents who have same-sex relationships? Findings from the New Family Structures Study. Social Science Research, 41, 4, 2012, S. 752-770.

<http://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0049089X12000610> Zugriff 27.09.2012.

...¹¹ Siehe: Regnerus, M., How different are the adult children of parents who have same-sex relationships? Findings from the New Family Structures Study. (Fußnote 10.) „...

Siehe auch: [Und das ist nicht gut so. Adoptionsrecht für homosexuell Lebende missachtet Wohl der Kinder »](#)

Siehe auch die Zusammenstellung einiger Studien in: NARTH (Hrsg.) Journal of Sexuality, vol. I, 2009, S. 84 f.

¹² Socarides, Ch., Die Auflösung der heterosexuellen Norm.

<http://www.dijg.de/homosexualitaet/gesellschaft/aufloesung-heterosexuelle-norm/>



Deutsches Institut für Jugend und Gesellschaft (DIJG)
Jeppe Rasmussen (V.i.S.d.P.)
Offensive Junger Christen – OJC e. V

Die Auflösung der heterosexuellen Norm (Auszüge)

<http://www.dijg.de/homosexualitaet/gesellschaft/aufloesung-heterosexuelle-norm/>

Ein beträchtlicher Teil der heutigen Gesellschaft ist der Überzeugung, dass Homosexualität eine normale Form sexuellen Verhaltens sei - anders als die Heterosexualität, aber gleichwertig. ...

Dr. Charles W. Socarides
ist Psychoanalytiker und Professor für Psychiatrie am Albert Einstein College in New York. Den größten Teil seines beruflichen Lebens hat er den Fragen rund um Homosexualität gewidmet. 1971 erschien sein erstes Buch auch in deutscher Sprache „Der offene Homosexuelle“ (Literatur der Psychoanalyse, Hrsg. Alexander Mitscherlich, Suhrkamp Verlag, Frankfurt). Insgesamt hat Dr. Socarides über achtzig wissenschaftliche Originalarbeiten, Aufsätze und Bücher über Ursachen und Therapiemöglichkeiten bei unerwünschter Homosexualität verfasst. Im vorliegenden Aufsatz zeigt er den zukunftszerstörenden Weg, den unsere Gesellschaft geht, wenn sie sich auf die Illusionen der politisch-ideologischen Schwulen-Bewegung einlässt. Denn die Freiheit, welche die Schwulenbewegung verspricht, so Socarides, entpuppt sich zuletzt als Selbstzerstörung.

Letztlich kann Homosexualität keine Gesellschaft erzeugen oder sie auch nur über längere Zeit am Leben erhalten. Homosexualität arbeitet gegen die zusammenbindenden Kräfte, die Kohäsionskräfte, jeder Gesellschaft. Sie treibt die Geschlechter in entgegengesetzte Richtungen. Keine Gesellschaft kann längere Zeit bestehen, wenn entweder die Kinder vernachlässigt werden oder die Geschlechter sich im Krieg miteinander befinden. Diejenigen, die die Kräfte verstärken, die eine Gesellschaft auseinanderbrechen lassen, werden von den zukünftigen Generationen keinen Dank erben.

Die Kräfte, die unerbittlich darauf bestehen, dass Homosexualität einen alternativen Lebensstil darstellt, haben sich durch den Appell an Tradition, an aufgeklärtes Eigeninteresse oder durch Grund-Erkenntnisse der Psychoanalyse nicht aufhalten lassen. Warnungen, was mit der Gesellschaft geschehen könnte, haben kaum Auswirkungen gehabt.

...

Die Psychoanalyse enthüllt, dass das Sexualverhalten keine Sammlung willkürlicher Regeln darstellt, die irgendjemand zu Zwecken, die keiner versteht, aufgestellt hat. Unsere sexuellen Verhaltensweisen sind ein Produkt unserer biologischen Vergangenheit, ein Ergebnis der gesamten Menschheitserfahrung auf dem langen Weg der biologischen und sozialen Evolution.

...

Wissenschaftler, Psychologen, Psychiater, Politiker, Verantwortliche des öffentlichen Lebens und andere, die ihre versteckten Eigen-Interessen verfolgen, plündern heutzutage die wissenschaftliche Literatur auf der Suche nach Teilchen von Fakten und Theorien, die man zu einem pro-homosexuellen

oder bisexuellen Konzept von Natur, Mensch und Gesellschaft zusammenschustern könnte. Einige behaupten, homosexuell Lebende seien gesund, nur die Gesellschaft krank, und die Wissenschaft solle die Gesellschaft heilen. Andere bringen falsche oder überholte wissenschaftliche Theorien auf den Tisch, um ihren Krieg gegen traditionelle Werte zu führen. Viele unserer Werte können eine Veränderung gebrauchen, aber polemische Pseudowissenschaft und eine Gentheorie ohne solide Basis sind nicht der richtige Weg.

...Während Homosexuelle durch sämtliche Gesetze der Gesellschaft geschützt werden können und sollten, sollte Homosexualität nicht gefördert werden.

....

Das beste Mittel gegen solche Kräfte ist das Wissen, dass Heterosexualität einen unmittelbar einsichtigen Wert hat: mit aller Wahrscheinlichkeit können weder Jahrzehnte noch selbst Jahrhunderte kultureller Veränderung die Jahrtausende von evolutionärer Selektion und Programmierung ungeschehen machen. Der Mensch ist nicht nur ein geschlechtliches, sondern auch ein durch fürsorgliche Partnerschaft, Gruppenbezogenheit und Kindererziehung gekennzeichnetes Lebewesen. Die männlich-weibliche Struktur wird dem Kind von Geburt an kulturell durch die Ordnung der Ehe eingepflanzt.

*Doch der Mensch, der stolze,
angetan mit geringer,
nur kurz wärender Autorität,
am unwissendsten dann,
wenn er sich am sichersten glaubt,
sein gläsernes Wesen wie ein zorniger Affe,
spielt solche eingebildeten Tricks
im Angesicht des Hohen Himmels,
die selbst die Engel weinen lassen.*

...Anmerkungen:

¹ Siehe Sexual Politics and Scientific Logic: The Issue of Homosexuality, in: The Journal of Psychohistory 10, No. 3, New York - London 1992. Dort gebe ich eine ausführliche Beschreibung der gesellschaftlichen und politischen Kräfte innerhalb wie außerhalb der Amerikanischen Psychiatrischen Gesellschaft (APA), die für diesen Schritt verantwortlich war. Ich untersuche kritisch die pseudowissenschaftlichen Scheingründe, die für die Entfernung der Diagnose „Homosexualität“ aus dem Diagnose-Register der APA angeführt wurden.

Textnachweis: Socarides Ch. W., The Erosion of Heterosexuality, aus: New Techniques in the Treatment of Homosexuality, Collected Papers from the NARTH Annual Spring Conference 1994, Copyright: NARTH



Homosexualität: Daten und wissenschaftliche Studien – kurze Hinweise (**Auszüge**)

<http://www.dijg.de/homosexualitaet/wissenschaftliche-studien/sozialwissenschaftlich-psychologisch-medizinisch/#c795>

Angaben zur Häufigkeit: Selbstidentität

Bei diesen Daten ist zu berücksichtigen: Nicht nur die sexuelle Orientierung und das sexuelle Verhalten können sich im Lauf eines Lebens spontan verändern, auch die Einschätzung der eigenen Identität wechselt nicht selten im Lauf eines Lebens.¹

1. Eine repräsentative Untersuchung der University of Chicago (1994) ergab:
2,8 Prozent der Männer und 1,4 Prozent der Frauen bezeichneten sich in ihrer *Selbstidentität* als homosexuell oder bisexuell.²

2. Eine repräsentative Studie (2011) des amerikanischen *Centers for Disease Control and Prevention* kommt zu dem Schluss:

Was die *Selbstidentität* angeht, bezeichneten sich
bei den Männern zwischen 18 und 44 Jahren 1,7 Prozent als schwul und 1,1 Prozent als bisexuell.
bei den Frauen zwischen 18 und 44 Jahren 1,1 Prozent als lesbisch und 3,5 Prozent als bisexuell.³

Fußnoten

...

Homosexualität und medizinische Erkrankungen

Hier finden Sie ausführliche Informationen zu: ...

1. Robert Koch Institut (RKI), Berlin 7.12.2015¹: „Weiterer starker Anstieg der Syphilis bei MSM im Jahr 2014“ (MSM: Männer, die Sex mit Männern haben)

Syphilis ist der Name für eine bakterielle Erkrankung, die vor allem durch sexuelle Kontakte übertragen wird; sie kann auch über Blut und intrauterin übertragen werden. In Deutschland sind fast ausschließlich Männer, insbesondere MSM, von Syphilis betroffen. Der Frauenanteil lag 2014 nur bei 6,3%.

Seit 2010 steigt die Zahl der jährlich gemeldeten Syphilis-Fälle in Deutschland kontinuierlich an, im Jahr 2014 noch stärker als in den Vorjahren, und zwar fast ausschließlich bei MSM. Bei den Frauen ging 2014 der sowieso schon geringe Anteil noch leicht zurück.

Bei MSM stieg die Zahl der Meldungen von Syphilis-Infektionen zwischen 2013 und 2014 um 20,2% an.

Bundesweit lag das **Vorkommen** von Syphilis im Jahr 2014 bei 7,1 Fällen pro 100.000 Einwohner. Es gab aber große regionale Unterschiede. Die höchsten Vorkommen wurden aus den Innenstadtbezirken von Berlin gemeldet: Dort reichte das Vorkommen von Syphilis je nach Bezirk von 61,3 Fällen pro 100.000 Einwohner bis zu 86,3 Fällen pro 100.000 Einwohner.

Zudem war der relative **Anstieg** der Syphilis-Fälle in mehreren Städten im Vergleich zum Jahr 2013 hoch: In Rostock gab es einen Anstieg von 703% (!), in Leipzig von 59%, in Nürnberg von 56% und in München von 54%. In den Berliner Innenstadtbezirken, in denen das Vorkommen 2013 schon hoch war, gab es 2014 weitere Anstiege von 9,1% in Berlin Mitte bis zu 46,2% in

Charlottenburg/Wilmersdorf. „Die Anstiege in diesen Städten waren fast ausschließlich auf vermehrte Meldungen von Männern, die Sex mit Männern haben (MSM), zurückzuführen.“¹

Übertragungswege: Bei 84,0% der Fälle muss als Übertragungsweg sexueller Kontakt zwischen Männern angenommen werden. Der Anteil heterosexueller Übertragungen betrug 15,8%.

„Bei 93,7% aller Meldungen aus Städten mit mehr als 1 Million Einwohner wurde als Infektionsweg Sex zwischen Männern angegeben.“²

Für Berlin heißt es: „Es ist zu vermuten, dass die vergleichsweise hohe Anzahl von in Berlin lebenden MSM sowie die dort sehr vielfältigen Möglichkeiten zur Anbahnung sexueller Kontakte für MSM einen erheblichen Einfluss auf die dortige hohe Syphilis-Inzidenz haben.“³

...

Homosexualität und psychische Erkrankungen

1. Eine neuseeländische, repräsentative Longitudinal-Studie (1999), die über 21 Jahre lief, untersuchte die psychische Gesundheit von über 1000 Jugendlichen im Alter von 14-21 Jahren. Es wurde dabei festgestellt, dass die homosexuell orientierten Jugendlichen deutlich häufiger an schweren Depressionen, Angstneurosen, Nikotinabhängigkeit, anderen Süchten sowie verschiedenen anderen psychischen Erkrankungen litten als die heterosexuell orientierten Jugendlichen. Auch Selbstmordversuche waren in der Gruppe der homosexuell orientierten Jugendlichen deutlich häufiger.¹

2. In einer 1999 veröffentlichten Studie aus den USA wurden erwachsene männliche Zwillinge, von denen einer homosexuell, der andere heterosexuell lebte, untersucht. Die Studie kam zu dem Ergebnis: Die homosexuell lebenden Männer wiesen eine deutlich höhere Rate an Selbstmordversuchen auf als die heterosexuell lebenden Männer.²

3. Der international durch seine Forschungen über Homosexualität bekannt gewordene Wissenschaftler Michael Bailey kommentierte die beiden unter 1. und 2. genannten Studien: „Diese Studien enthalten wohl die besten bisher veröffentlichten Daten über den Zusammenhang zwischen Homosexualität und psychischen Erkrankungen und beide kommen zu demselben unschönen Schluss: Homosexuell Lebende haben ein substantiell höheres Risiko, an bestimmten emotionalen Problemen, unter anderem Selbstmordneigung, schwere Depressionen und Angstneurosen zu erkranken.“ Bailey warnt davor, für diese emotionalen Probleme einfach eine negative Einstellung der Gesellschaft gegenüber homosexuellen Lebensstilen verantwortlich zu machen.³

4. Essstörungen sind deutlich häufiger bei homosexuell lebenden Männern als bei heterosexuell lebenden Männern.⁴

...

Homosexualität und sexueller Missbrauch

Zahlreiche Studien zeigen, dass Männer und Frauen mit homosexueller Orientierung deutlich häufiger homosexuellen oder heterosexuellen Missbrauch in Kindheit oder Jugend erlebt haben verglichen mit heterosexuell Empfindenden. Dabei geht es zumeist um **statistische Zusammenhänge**. Ein Rückschluss auf mögliche kausale Zusammenhänge (jemand empfindet homosexuell, *weil* er oder sie sexuellen Missbrauch erlebt hat) ist in der Regel nicht möglich. Hier besteht weiterer Forschungsbedarf.

1. In einer repräsentativen Studie (1998) wurden 4159 Schüler und Schülerinnen der 9. - 12. Klasse zu ihrer sexuellen Orientierung befragt sowie zu ihren Erfahrungen in verschiedenen Bereichen, u.a. im Bereich sexueller Missbrauch.

Von den Schülern und Schülerinnen bezeichneten sich 104 (2,5%) als schwul, lesbisch oder bisexuell (LSB). Die heterosexuell empfindenden Jugendlichen werden in der Studie als Nicht-LSB bezeichnet. Die Tabelle zeigt, dass die LSB-Jugendlichen deutlich früher sexuell aktiv waren, deutlich häufiger schon mehrere Sexualpartner hatten und deutlich häufiger sexuellen Missbrauch erlebt haben als die Nicht-LSB Jugendlichen.¹

(In der Tabelle sind die Begriffe aus der Studie übernommen.)

	LSB	Nicht-LSB
Bereits Sexualverkehr gehabt	81,7%	44,1%
Vor dem Alter von 13 Jahren Sexualverkehr gehabt	26,9%	7,4%
Drei oder mehr Sexualpartner gehabt	55,4%	19,2%
Drei oder mehr Sexualpartner in den letzten drei Monaten gehabt	37,9%	7,5%
Sexualkontakt gegen den eigenen Willen gehabt	32,5%	9,1%

2. In einer Studie von 2001 wurden 942 Personen nach einer Vorgeschichte von *homosexuellem* Missbrauch gefragt. Keiner der Probanden befand sich in Therapie. 277 von ihnen bezeichneten sich als homosexuell (124 Männer, 153 Frauen), fast alle waren Teilnehmer einer Gay-Pride-Parade. 46% der homosexuellen Männer gaben an, homosexuellen Missbrauch erlebt zu haben. Demgegenüber gaben nur 7% der heterosexuellen Männer an, homosexuellen Missbrauch erlebt zu haben. Das Alter der Jungen zum Zeitpunkt des Missbrauchs war im Mittel 11 Jahre. 22% der homosexuellen Frauen gaben an, homosexuell Missbrauch erlebt zu haben. Demgegenüber gab nur 1% der heterosexuellen Frauen an, von einer Frau missbraucht worden zu sein. Das Alter der Mädchen zum Zeitpunkt des Missbrauchs war im Mittel 13 Jahre, wobei zwei Drittel der Mädchen mindestens 12 Jahre alt waren.²

3. Eine Forschungsgruppe in Deutschland (Instituts für Psychologie der Universität Potsdam) kam 1999 zu dem Ergebnis: Jeder fünfte homosexuell empfindende Mann (20,7%) berichtete, in seiner Kindheit Opfer sexuellen Missbrauchs gewesen zu sein.³

4. Eine nicht repräsentative Studie von Balsam, Rothblum und Beauchaine (2005) untersucht u.a. die Häufigkeit von sexuellem Missbrauch in der Kindheit und Jugend (bis 17 Jahre) sowie im Erwachsenenalter bei homosexuell, bisexuell und heterosexuell lebenden Frauen und Männern. An der Studie nahmen 620 Homosexuelle/Bisexuelle teil, die über Anzeigen (digital und print) angesprochen wurden. Diese warben dann ihre (heterosexuell lebenden) Geschwister (645 Personen) für die Studie an, die die heterosexuelle Kontrollgruppe bildeten.⁴

Ergebnisse der Studie von Balsam, Rothblum und Beauchaine:

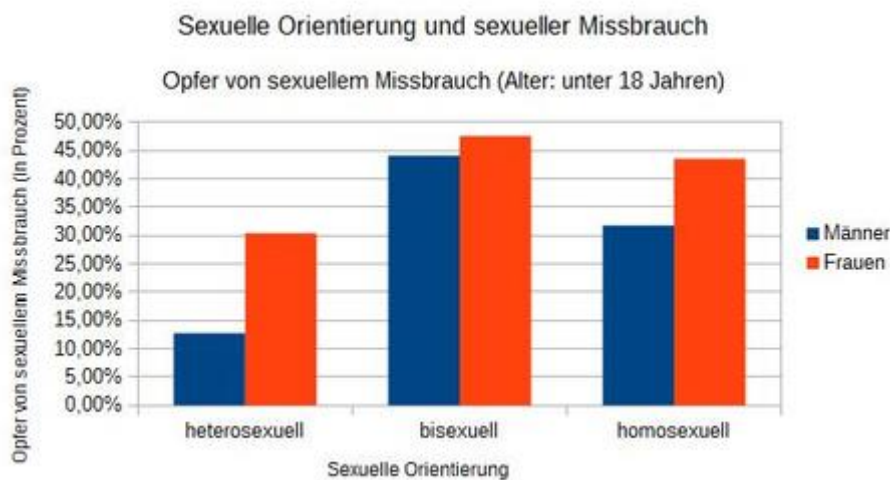
a) *Sexueller Missbrauch in Kindheit/Jugend (bis 17 Jahre)*

Männer: 31,8 Prozent der homosexuellen Männer und 44,1 Prozent der bisexuellen Männer gaben an, in ihrer Kindheit/Jugend (bis 17 Jahre) Opfer von sexuellem Missbrauch geworden zu sein. Bei den heterosexuellen Männern waren es 12,8 Prozent.

Frauen: 43,6 Prozent der homosexuellen und 47,6 Prozent der bisexuellen Frauen hatten sexuellen Missbrauch als Minderjährige erlebt. Bei den heterosexuellen Frauen waren es 30,4 Prozent.

Sexuelle Orientierung und sexueller Missbrauch in Kindheit und frühe Jugend (Alter: Unter 18 Jahren)

	Männer	Frauen
heterosexuell	12,8%	30,4%
bisexuell	44,1%	47,6%
homosexuell	31,8%	43,6%



Aufgrund ihrer Ergebnisse mutmaßen die Forscher: „Es kann plausibel sein anzunehmen, dass für jede und jeden frühe sexuelle Erfahrungen, einschließlich Erfahrungen von Missbrauch, zu der Vielzahl von Faktoren gehören, die womöglich die sexuelle Anziehung, das sexuelle Verhalten und die sexuelle Identität einer Person beeinflussen.“ (“Thus, it may be plausible to assume that for any individual, early sexual experiences, including experiences of abuse, are among the myriad of factors that might influence one's sexual attractions, behavior, and identity.” S. 484)

b) Sexueller Missbrauch im Erwachsenenalter

„Obwohl weniger als 2 Prozent der heterosexuellen Männer Vergewaltigung als Erwachsene erlebten, berichteten mehr als 1 von 10 homosexuell oder bisexuell lebenden Männern, dass sie das erfahren haben.“ (S. 484)

5. In einer Studie von 2005 wurden 829 Teilnehmerinnen in den Städten Chicago, New York und Minneapolis-St. Paul befragt, 550 lesbisch lebende und 279 heterosexuell lebende Frauen. Die lesbisch lebenden Frauen hatten signifikant häufiger sexuellen Missbrauch in der Kindheit erlebt: 30% der lesbisch lebenden Frauen hatten als Kind (vor dem Alter von 15 Jahren) sexuellen Missbrauch erlebt, bei den heterosexuellen Frauen waren es 16%. Die lesbisch lebenden Frauen hatten zudem doppelt so häufig schon mindestens einen Selbstmordversuch hinter sich verglichen mit den heterosexuell lebenden Frauen.⁵

...

Homosexualität und Promiskuität

1. Zwei nordamerikanische Wissenschaftler, die als homosexuelles Paar leben, führten 1984 eine Studie mit dem erklärten Ziel durch, nachzuweisen, dass auch homosexuelle Männer in dauerhaften Partnerschaften leben können. Nach längerem Suchen fanden sie 156 homosexuelle Paare, die seit 1-37 Jahren miteinander leben. Zwei Drittel von ihnen waren die Partnerschaft mit dem Wunsch eingegangen, in sexueller Treue zu leben. Von den 156 Paaren waren aber nur 7 einander sexuell treu geblieben; und unter den 7 Paaren war kein einziges, das schon länger als 5 Jahre miteinander gelebt hätte. Mit anderen Worten: Es war den Wissenschaftlern nicht gelungen, auch nur ein einziges homosexuelles Paar zu finden, das länger als 5 Jahre einander sexuell treu war. Die Forscher kommen zu dem Schluss: „Die Erwartung, dass Sex außerhalb der festen Beziehung vorkommt, war die Regel bei homosexuellen Paaren und die Ausnahme bei heterosexuellen Paaren.“ Die Forscher merken an, dass viele homosexuelle Paare früh in ihrer Beziehung lernen, dass „sexuelle Besitzanzeigen“ die größte Bedrohung für ihre gemeinsame Partnerschaft darstellen können.¹

2. In einer umfangreichen australischen Studie (1997) wurden 2583 ältere, homosexuell lebende Männer befragt über die Anzahl ihrer Sexualkontakte. Die mittlere Zahl ihrer Sexualkontakte lag bei 251. Lediglich 2,7% der Befragten hatten in ihrem Leben nur einen Sexualpartner gehabt.²

3. Eine Studie der Universität Zürich (1999) kommt zu folgendem Ergebnis bei homosexuell lebenden Männern zwischen 20 und 49 Jahren: Im Durchschnitt hatten sie in den 12 Monaten vor der Befragung 10-15 verschiedene, männliche Sexualpartner gehabt. Die Autoren der Studie befinden: Zwei Drittel aller Befragten waren in den letzten 12 Monaten mit mindestens einem festen Freund zusammen, doch hatten 90% aller Männer im gleichen Zeitraum einen oder mehrere Gelegenheitspartner.³

4. Eine Studie aus Amsterdam (2003) fand heraus, dass bei den befragten Männern die homosexuellen Partnerschaften im Durchschnitt nur 1,5 Jahre hielten. In dieser Zeit hatte jeder Partner neben seiner festen Partnerschaft durchschnittlich noch 8 weitere Sexualpartner im Jahr.⁴

5. Aus einer neuen Erhebung (2010) aus Deutschland geht hervor: Die befragten homosexuell lebenden Männer hatten in den 12 Monaten vor der Befragung neben ihrem festen Freund im Durchschnitt (Median) noch drei weitere Sexualpartner gehabt. Für die 20-29-jährigen sah das so aus: Im Jahr vor der Befragung hatten 27% der Männer 1 Sexualpartner, 56% hatten 2-10 Sexualpartner, 14% hatten 11-50 Sexualpartner, 2% hatten mehr als 50 Sexualpartner. Der Anteil der befragten Männer, die mehr als 10 Sexualpartner in den 12 Monaten vor der Befragung hatten, nahm bei den über 30-jährigen Männern deutlich zu.⁵

Anmerkungen zu Homosexualität und Promiskuität

Der Basler Professor für Klinische Psychologie, Udo Rauchfleisch, der sich als Befürworter der Schwulenbewegung bezeichnet, nennt in seinem Buch „Die stille und die schrille Szene“ (1995) „vier wesentliche Unterschiede“ zwischen homosexuellen und heterosexuellen Beziehungen. Der „erste Unterschied“ liege darin, dass viele homosexuell lebende Männer neben ihrer festen Partnerbeziehung gleichzeitig sexuelle Nebenbeziehungen „flüchtiger, unverbindlicher Art“ haben.⁶ In seinem Gutachten für die Bundesregierung (2000) bezeichnet der Sexualwissenschaftler und Protagonist der Homosexuellenbewegung Professor Dr. Martin Dannecker die Tatsache, dass viele Homosexuelle trotz fester Beziehung gleichzeitig auch anonyme Sexualkontakte haben, als eine Fähigkeit von homosexuell lebenden Männern. Er schreibt über sie: „Sie sind fähig, konstante Objektbeziehungen einzugehen und aufrechtzuerhalten und fähig zum Eingehen flüchtiger sexueller Kontakte. Es gibt also einerseits das flüchtige, relativ zufällige Sexualobjekt, das vor allem dazu geeignet sein muss, rasche sexuelle Befriedigung zu vermitteln. Dieses Objekt steht primär im

Dienste der Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der narzisstischen Homöostase. (...) Andererseits gibt es das hochspezifische Objekt fester 'Freund', an das sich dauerhafte sexuelle und zärtliche Interessen und Strebungen heften, das, mit anderen Worten ausgedrückt, psychisch also hoch besetzt ist."⁷

Einer der politischen Protagonisten in der BRD für die Einführung der „eingetragenen Lebenspartnerschaft“, Volker Beck, schrieb 1991 zu der Erwartung, dass durch eine „eingetragene Lebenspartnerschaft“ die Promiskuität der männlichen Homosexualität verringert werden könne: „Wenn man hofft, die Schwulen zu treuen [Ehepartnern](#) zu machen, muss und wird die schwule Beziehungsrealität den Gesetzgeber enttäuschen. (...) Offensichtlich ist für viele Paare 'ihre [Sexualität](#) mit Dritten auszuleben, ein wichtiger Faktor in der Aufrechterhaltung der Partnerschaft.' (...) Eine positive rechtliche Regelung homosexueller Lebensgemeinschaften käme diesem Wunsch nach einer gesellschaftlichen Einbindung auf der politischen Ebene entgegen, ohne dass dem Gesetzgeber dafür eine Verhaltensänderung im Sinne abnehmender Promiskuität angeboten werden könnte."⁸ „Viele Schwule definieren 'treu sein' also anders als die meisten Heteros. Für Schwule kann Treue bedeuten, dass man mit seinem Partner eine Abmachung trifft. Die kann zum Beispiel beinhalten, dass in der festen Beziehung unsafer Sex praktiziert wird und bei Seitensprüngen immer die Safer-Sex-Regeln befolgt werden. Treue bedeutet dann, dass man dieser Abmachung treu ist."⁹

...

Homosexualität und Jugendliche

1. Eine Umfrage in den USA (1992) an über 34.000 Schülern kam zu dem Ergebnis: 25,9% der Zwölfjährigen waren sich unsicher, ob ihre sexuelle Orientierung homosexuell oder heterosexuell war. Unter den 18jährigen waren es noch 5%.¹

Eine repräsentative Studie zeigt, dass in der erwachsenen Bevölkerung der Prozentsatz derer, die sich in ihrer Selbstidentität als homo- oder bisexuell bezeichnen bei 2,8% (Männer) bzw. bei 1,4% (Frauen) liegt.²

2. Das niedersächsische Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales (Bundesrepublik Deutschland) hat im Sommer 2001 eine erste Studie vorgestellt zur Lebenssituation homosexueller Jugendlicher. In der Zusammenfassung der Studie heißt es: „Die Belastung mit Depressionen ist in der Untersuchungsgruppe schwuler Jugendlicher drastisch erhöht.“³

3. 1991 wurde in den USA eine Befragung unter männlichen Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 21 Jahren durchgeführt. Die Studie fand heraus, dass die Häufigkeit von Selbstmordversuchen umso höher war, je früher Jugendliche sich selbst als schwul bezeichneten. Je weiter das Coming-Out in Richtung Erwachsenenalter verschoben wurde, desto geringer wurde die Rate der Selbstmordversuche. Allerdings handelt es sich hier zunächst nur um einen statistischen Zusammenhang, ob ein kausaler Zusammenhang besteht, ist nicht bekannt.⁴

4. Ein weiterer Unterschied zwischen Heterosexualität und Homosexualität: In der Heterosexualität findet die sexuelle Initiation meist innerhalb der gleichen Altersgruppe als „gemeinsame Erkundungsreise zweier Unerfahrener“ statt. Nach einer neuen Studie aus der BRD (2001) wird der Jugendliche in die Homosexualität aber in der Regel von einem deutlich älteren, erwachsenen Partner eingeführt. Die ersten homosexuellen Sexualpartner der unerfahrenen Jugendlichen waren durchschnittlich 6 Jahre älter, bei 14% der Jugendlichen sogar mindestens 10 Jahre älter.⁵ Dies erhöht das Risiko für den Jugendlichen, sich mit einer sexuell übertragbaren Krankheit zu infizieren. Zudem ist die Gefahr der Ausbeutung und des Machtmissbrauchs bei sexuellen Handlungen zwischen Erwachsenen und Jugendlichen (besonders unter 16 Jahren) sehr groß. Eine Studie aus den USA (1992) mit homosexuellen und bisexuellen Männern, die als Kinder und Jugendliche (bis 18 Jahre) homosexuellen Sex mit älteren Partnern hatten, kommt zum Ergebnis: Einige hatten dies Erlebnis als Jugendliche positiv eingestuft, als Erwachsene bewerteten sie es aber als Missbrauch.⁶

- ... Inzwischen hat der Bundestag in einer letztendlich unwürdigen Blitzaktion am 30.6.17 den Weg zur "Ehe für alle" geebnet - vorbehaltlich einer noch möglichen Verfassungsklage.
- ▼ Offensichtlich war unserer Bundeskanzlerin Fr. Merkel jedes Mittel recht, um dem politischen Gegner ein Wahlkampfthema abzuräumen, auch wenn dabei unserer Verfassung der "Stinkefinger" gezeigt wurde.
- ▼ Auf dem politischen Programm steht nun mit Sicherheit auch die Änderung des Adoptionsrechts.
- Aus der Erfahrung in der Diskussion um die frühe Fremdbetreuung von Kleinkindern in Krippen habe ich wenig Hoffnung, dass viele Politiker dabei jenseits von Ideologien, wirtschaftlichen und Machtinteressen auch wissenschaftliche Erkenntnisse ihren Entscheidungen zu Grunde legen, die sie "nicht bestellt" haben.
- ▼ Dennoch will ich nichts unversucht lassen, meinen Beitrag aus psychotherapeutischer wie auch aus humanistisch-christlicher Verantwortung dafür zu leisten, dass sich unsere Kinder und Enkelkinder gesund entwickeln können und unsere Gesellschaft eine gute Zukunft hat

Sonthofen, Tiefenbach im Juli 2017

Joachim Stoffel

V4

Reg. Nur. blatt. 1.7.17

Wochenend Journal

Und das Kindeswohl?

Ach so! Wenn Pflegekinder bei einem lesbischen Paar betreut werden können, dann ist das „Gedöns“ mit dem Kindeswohl natürlich vom Tisch? Frau Merkel, wenn Hören-Sagen statt Erkenntnissen aus seriöser Forschung jetzt Ihre Vorstellung von Wissen-Schaffen ist, geben sie doch bitte Ihren Dokortitel zurück! Und vielen Dank auch dafür, dass das Wort: „Wahlfreiheit“ für mich eine ganz neue Bedeutung erhält. Denn wer in einer Gesellschaft, die vor lauter narzisstischer Ideologien das Kindeswohl nicht interessiert, nach einer wählbaren Partei suchte, die noch nicht ausschließlich von Machtversessenheit getrieben wird, kann jetzt auch hinter die CDU/CSU und Ihren Namen ein „Häkchen“ machen und zu Hause bleiben – ich bin es satt, zähneknirschend immer nur das kleinste Übel zu wählen.

Dr. Joachim Stoffel, Sonthofen



Grüne fordern Ehe für alle

Anhang

Adoption von Kindern durch gleichgeschlechtliche Paare (Auszüge)

16 Argumente zur Hilfe bei Diskussionen:

<http://www.familienallianz.net/p/v-behaviorurldefaultvmlo.html>

1. **Recht des Kindes** - Jedes Kind hat ein Recht auf Vater und Mutter, aber niemand hat ein Recht auf ein Kind. Ein Kind ist nicht Mittel zum Elternglück.
2. **Kindeswohl** - Es gibt eine absolute Pflicht der Gesellschaft, das Kindeswohl zu schützen. *"Wir haben die Pflicht und Schuldigkeit, diejenigen zu vertreten, die sich nicht wehren können."* Denn Kinder können sich in den ersten Jahren weder artikulieren noch ihre Interessen vertreten. Schäden, die in früher Kindheit entstehen, zeigen sich erst später, sie können sich ein Leben lang auswirken. Auch dass die Kindheit „irreversibel“ ist, Wenn es um Kinder geht, müssen wir im Zweifelsfall restriktiv handeln. Keine Experimente auf dem Rücken der Kinder!
3. **Bipolarität der Geschlechter** - Ein Kind, das in dem Bewusstsein aufwächst, seine beiden Eltern seien zwei Frauen oder zwei Männer, wird in seinem Wissen um seinen zweigeschlechtlichen Ursprung manipuliert. Das kann sich negativ auf seine Identitätsbildung auswirken.
 - Kinder lernen am gleichgeschlechtlichen Elternteil, was es heißt, Mann oder Frau zu sein. Aber sie brauchen auch den gegengeschlechtlichen, um in der Familie den Umgang mit dieser anderen „Sorte Mensch“ zu erlernen.
 - ... Zwei Väter sind nun einmal zwei Väter und sie können selbstverständlich ihr Kind lieben, werden aber niemals eine Mutter sein. Männer sind keine Mütter und Frauen sind keine Väter.
 - Es gibt einen großen Unterschied, wie Vater oder Mutter erziehen, Beide Zugänge sind für das Kind eine Bereicherung. Aber ein Kind hat immer nur einen männlichen Vater und eine weibliche Mutter. Tiefenpsychologin M. Kreckel1[2]: *"Bleibt der Vater für den Sohn das unbekannte Wesen, so bleibt der Sohn auch sich selbst fremd."*
 - Der Kinderpsychologe Dr. Heinz Zangerle2[3], als Psychotherapeut und Autor ausgewiesen, beruft sich auf die Generationenforschung, wenn er sagt, „dass

1[2] <http://www.welt.de/debatte/kommentare/article125896077/Ohne-Vater-bleibt-sich-der-Sohn-fremd.html>

2[3] <http://diepresse.com/home/meinung/gastkommentar/1570014/Und-wo-bleiben-die-Kinder>

Elternschaft aus der Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau besteht, die in einem sexuellen Spannungsverhältnis zueinander stehen, und die es den Kindern ermöglicht, in diesem Spannungsverhältnis eine sexuelle und kulturelle Identität zu entwickeln“.

- ... Vater- und Mutterentbehmung hat negative, oft das ganze Leben der Kinder belastende Folgen. Anders als meist bei alleinerziehenden Müttern oder Vätern wird aber Kindern, die bei homosexuell lebenden Paaren aufwachsen, eine Mutter- oder Vaterentbehmung vorsätzlich zugemutet. Das ist nicht zum Wohl des Kindes.

4. Verlust kann betrauert werden (Das meiste aus: Christl R. Vonholdt, <http://www.dijg.de> - Wenn Vater oder Mutter tragischerweise fehlen - wie etwa bei Alleinerziehenden - hat das Kind die Möglichkeit, diesen Verlust zu betrauern und konstruktiv zu bearbeiten.

- Wenn dem Kind dagegen vermittelt wird, eine homosexuelle „Familie“ sei eine vollständige, nur eben alternative Familienform, verhindert dies, dass das Kind den realen Verlust von Vater oder Mutter betrauern kann. Damit bleibt der Verlust abgespalten und wirkt sich destruktiv auf die psychosoziale Entwicklung des Kindes aus.
- "Homosexuelle Familien sind per se Trennungsfamilien – einer der beiden leiblichen Elternteile lebt nicht beim Kind. Bei den Regenbogen-Familien dagegen muss das Kind a priori und ungefragt verzichten. Sein Wohl ist jenem von Papi und Papi oder Mami und Mami nachgeordnet. Es wird seinen Vater oder seine Mutter entweder nicht kennenlernen oder mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit in seelische Konflikte geraten." (Michael Klonovsky³[\[4\]](#))
- Das Kind gleichgeschlechtlicher ›Eltern‹ muss einen Elternteil entbehren. Auf dessen Platz wird eine Person präsentiert, mit der es nichts zu tun hat. ... Von nun an werden diese traurigen Kinderschicksale zwecks Gleichstellung von sexuellen Präferenzen vorsätzlich herbeigeführt – ein grausames Novum in der Geschichte der Menschheit⁴[\[5\]](#). link

5. Adoptionswillige Eltern - ... Es gibt somit genügend Adoptiveltern für diese Kinder. Auch heterosexuelle Paare haben kein Recht, keinen Anspruch auf ein Kind. Niemand hat diesen Anspruch, ...

6. Gleiches Recht für alle, das gefordert wird, wird so nie eines werden: denn dann haben Kinder solcher gleichgeschlechtlicher Paare kein Recht mehr auf beide Eltern verschiedener Geschlechter, auf Vater und Mutter. ...

7. ...

8. Weggebende Eltern: Mit besonderem Gewicht versehen werden sollte der Wunsch der weggebenden Mutter/Eltern. ...

9. Identität, Leihmutterschaft und künstliche Befruchtung: Hier müssen zahlreiche ethische Bedenken ins Spiel gebracht werden.

³<http://www.michael-klonovsky.de/artikel/item/207-unsterbliches-modell-207>

⁴<http://www.freiewelt.net/blog/zum-thema-gleichshygeschlechtshyliche-eltern-bei-kindern-hoert-der-spass-auf-10006099/>

- Aus Kindessicht stellt sich die Frage: Bietet man diesen Kindern gleiche Chancen, wenn sie ihr ganzes Leben lang auf der Suche nach ihren Wurzeln sind? Jeder Mensch will eine Identität! Nicht ohne Grund sichert Artikel 7 der UN-Kinderrechtskonvention Kindern das Recht, ihre Eltern nicht nur zu kennen, sondern möglichst auch von ihnen betreut zu werden.
- Fortpflanzungsmedizin ist Therapie, nicht beliebiges Wunschprogramm. Die Durchführung reproduktionsmedizinischer Maßnahmen bei homosexuellen Paaren und Alleinerziehenden ist daher nicht als therapeutische, sondern vielmehr als wunscherfüllende Medizin zu werten.

10. Staatliche Förderung - Es geht bei der Ehe aus Sicht des Staates um die Fähigkeit und die Bereitschaft, eigenen Nachwuchs aufzuziehen und damit das Gemeinwesen zu erhalten. Das ist der natürliche Zweck der Ehe, der vom Staat finanziell gefördert wird, weil er sich kulturell auswirkt. ...

11. Stiefkind - Adoptionsrecht für Gleichgeschlechtliche – Dieser rechtliche Schritt ebnet den Weg für Sukzessivadoption, allgemeine Adoption und schließlich die Homo-Ehe weiter. ...

12. Studien über kindliche Entwicklung bei gleichgeschlechtlichen Paaren

- 1. Spanische Wissenschaftler haben im Jahr 2005** einen „Bericht zur kindlichen Entwicklung in gleichgeschlechtlichen Paaren^{5[9]}“ vorgelegt. Daraus geht hervor, dass bei Kindern, die von schwulen oder lesbischen Partnern adoptiert werden, häufiger psychische und andere gesundheitliche Probleme auftreten. Dazu gehörten ein geringes Selbstwertgefühl, Stress, sexuelle Orientierungslosigkeit und Verhaltensstörungen, die wiederum zu Drogenkonsum oder schlechten schulischen Leistungen führten. Außerdem stellten die Wissenschaftler eine stärkere Tendenz zur Homosexualität, größere Anfälligkeit für Krankheiten und geistige Behinderung, Tendenz zum Selbstmord und größere Gefahr der Ansteckung mit AIDS und anderen Geschlechtskrankheiten fest. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass es dem Kindeswohl abträglich sei, wenn gleichgeschlechtliche Partner Minderjährige adoptieren dürfen.
- 2. Auch eine Studie der Universität von Texas** Mark Regnerus^{6[10]} aus dem Jahr 2012 stellt fest, dass Kinder, die in einer homosexuellen Lebensgemeinschaft aufwachsen, im Erwachsenenalter größere Probleme bekommen (tlw. deutsche Übersetzung^{7[11]}) Diese befragt nicht wie die bisherigen Studien die erziehenden Erwachsenen, sondern die erwachsen gewordenen Kinder zwischen 18 und 39 Jahren. Sie zeigt, dass negative Unterschiede bei jungen Erwachsenen aus homosexuellen, - ... : geringere Bildung, Arbeitslosigkeit, Sozialhilfebezug, geringere Zufriedenheit mit der Herkunftsfamilie und mit der eigenen Partnerschaft, Unsicherheit bezüglich der eigenen sexuellen Orientierung, häufigere Drogenabhängigkeit, und psychische Probleme wie Depressionen und Angststörungen, sowie die Erfahrung von Missbrauch und Mobbing.

5[9] <http://www.idea.de/detail/thema-des-tages/artikel/schaden-kindern-homo-partnerschaften-792.html>

6[10] <http://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0049089X12000610>

7[11] <http://charismatismus.wordpress.com/2013/06/12/studien-belegen-international-aufwachsen-in-homo-partnerschaften-fur-kinder-schadlich/>

... Eindeutig belegt aber ist, dass das Kindeswohl am besten durch das Aufwachsen bei den leiblichen Eltern gewährleistet ist.

3. **Zypries Studie (2009)**^{8[12]}, die oft erwähnt wird und das Gegenteil behaupten soll: Neben den 1059 homosexuellen Erwachsenen wurden seinerzeit 95 Kinder und Jugendliche (Durchschnittsalter: 14) zu zentralen Aspekten ihrer Entwicklung telefonisch befragt. Hier setzt die Kritik an der Studie an. Sowohl der *Deutsche Familienverband* als auch das *Institut für Jugend und Gesellschaft* bemängeln^{9[13]}, dass die befragten Kinder und Jugendlichen von ihren homosexuellen Eltern ausgewählt worden seien. 78 Prozent stammten aus einer früheren heterosexuellen Verbindung und hatten durchweg ihre ersten fünf Lebensjahre gemeinsam mit Mutter und Vater verbracht. Dr. Christl Vonholdt, Fachärztin für Kinder- und Jugendmedizin beim *Institut für Jugend und Gesellschaft*, wendet ein, dass die meisten befragten Kinder ihre leiblichen Eltern kannten. Die Stichproben seien somit nicht übertragbar auf Adoptivkinder, die von Geburt an bei einem fremden, homosexuellen Frauen- oder Männerpaar aufwüchsen.

13. Statistik - ...

14. **Wie geht es weiter?** Nach den Prinzipien von Yogyakarta soll keine Art von sexueller Präferenz und Aktivität mehr ausgeschlossen sein. Alles soll dazugehören: Pädophilie, Inzest, Polyamorie, Zoophilie – nicht zu vergessen: die Liebe zu sich selbst. Aktuell aus der Schweiz: Polygamie und Inzest auf dem Prüfstand ^{10[15]}.

15. **Unrecht gegen die dritte Person** - Das homosexuelle Paar braucht die gegengeschlechtliche Ergänzung, die erkaufte Hilfe einer verschwiegenen dritten Person. Diese muss bereit sein, spätestens nach der Geburt zurückzutreten. **Diese Ungleichbehandlung**, die einem leiblichen Vater oder einer leiblichen Mutter widerfährt, ist der Preis für die Gleichstellung der gleichgeschlechtlichen „Elternschaft“, die hier bewusst in Anführungsstriche gesetzt ist. ... Das gleichgeschlechtliche Paar kann sich womöglich über die Tatsache hinwegtäuschen, dass einer von beiden nicht der leiblicher Elternteil ist, doch das Kind wird damit um die Hälfte seiner Identität betrogen.

16. **Generationenvertrag** - Ohne Kinder haben wir eine rein horizontale Sexualität. Es gibt aber, was wir leicht vergessen, ein ebenso bedeutendes vertikales Geschlechterverhältnis. ... Eine Sichtweise, die auf die horizontale Ebene begrenzt ist, setzt den Generationsbruch schon voraus.

17. Begriffe& Bezeichnungen:

Homophobie: Wer nicht für die völlige Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften mit der Ehe plädiert, gilt heute schnell als „homophob“. Eine Phobie ist eine irrationale Angstkrankheit. Der Ausdruck ist daher unangebracht.

Sexuelle Orientierung: Es ist üblich geworden, von der „sexuellen Orientierung“ zu sprechen. Damit ist gemeint: Man orientiert sich, man wählt aus, wer man sein will.

^{8[12]} <http://charismatismus.wordpress.com/2013/06/13/dubiose-studie-uber-homo-kinder-von-2009-weder-repräsentativ-noch-wissenschaftlich/>

^{9[13]} <http://www.rp-online.de/politik/homo-ehe-streit-ums-kindeswohl-aid-1.3464361>

^{10[15]} <http://www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/Die-Revolution-der-Ehe/story/27684059>

(Genderismus¹¹[16] ist dafür die Grundlage,¹²[17] eine Einbahnstraße, die von der gesunden Familie wegführt). Die Lebensform hängt bei diesem Irrglauben nicht von den biologischen Bestimmtheiten ab, in denen man sich vorfindet. Das Geschlecht ist eine soziale Rolle, über die man selbst entscheidet, so wird behauptet. Was aber nicht stimmt, denn damit wird der Mensch zum Schöpfer seiner selbst. Wenn man die vorgegebene Dualität von Mann und Frau leugnet, verliert auch das Kind seine ihm eigene Stellung und wird zum Objekt, auf das man einen Anspruch zu haben meint. ...

Verwirrende Bezeichnung - Künstliche Befruchtung: Kein einziges homosexuelles Paar zeugt durch künstliche Befruchtung ein eigenes Kind. Das Adjektiv „künstlich“ verführt zu der Illusion, dass zwei Gleichgeschlechtliche plötzlich ein Kind kriegen. Doch auch die Eltern eines solchen Kindes bestehen immer aus einem Mann und einer Frau.

Toleranz: kommt vom lat. Wort *tolerare* und heißt erleiden, erdulden. Es ist *die ruhige Duldung von abweichenden Meinungen oder Aktivitäten anderer Menschen*. Ich erleide das Argument meines Gesprächspartners. Man muss deshalb weder der Meinung des anderen sein, noch den anderen wegen seiner anderen Meinung verurteilen. Toleranz wird heute als Todschlagargument verwendet – wer nicht tolerant ist, ist out. Es gilt die Meinung des mainstreams.

Geschlechtlichkeit: jeder Mensch ist entweder Mann oder Frau, jede Körperzelle ist demnach entweder männlich oder weiblich. Sie sind „von Natur aus anders“. Wenn es nach der Genderideologie keinen grundlegenden Unterschied gibt zwischen Männern und Frauen, warum gibt es dann eine „gendergerechte Medizin¹³[19]“, die darauf Rücksicht nimmt?

Diskriminierung: Zwischen verschiedenen Optionen nach logischen Meinungen abzuwägen, ist nicht eine Diskriminierung, sondern ein Gebot der Stunde. In seiner ursprünglichen Bedeutung heißt das Wort Diskriminierung eigentlich sogar nur Unterscheidung. ... Die Diskriminierung hat keine biologisch-natürlichen, sondern kulturelle Gründe. Denn auch z.B. ältere Menschen können keine Kinder adoptieren, und auch in diesem Fall will man sie nicht abwerten oder diskriminieren.

Diesen Post per E-Mail versenden Blog This! In Twitter freigeben In Facebook freigeben Auf Pinterest teilen

1 Kommentar:

Anonym 7. Dezember 2015 um 11:31

Im Gegensatz zu einem Kind in einer Vater-Mutter-Gruppierung, erleidet das in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung heranwachsende Kind eine gewisse Deprivationssituation, da ihm der enge Kontakt mit der Gegengeschlechtlichkeit verwehrt bleibt und somit eine Art Freiheitsentzug vorliegt. Hirnphysiologische Gegebenheiten weisen auf die Bedeutung gegengeschlechtlicher Erziehung und damit auf die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit gegengeschlechtlicher Spiegelung für spätere Stressverarbeitung, Bindungsfähigkeit und emotionale Zwischenmenschlichkeit hin.

¹¹[16] <http://www.youtube.com/watch?v=w4XRQ6dNh84>

¹²[17] <http://www.youtube.com/watch?v=HzscL5PPkPY>

¹³[19] <http://www.springermedizin.at/artikel/39961-gendergerechte-gesundheitsversorgung>

Eine wesentliche neurophysiologische Basis für dieses wichtige Verhalten stellen die so genannten Spiegelneuronen dar, welche zur Grundausstattung des Gehirns gehören. Sie geben bereits dem Säugling die Fähigkeit mit einem Gegenüber Spiegelungen vorzunehmen und entsprechen so dem emotionalen Grundbedürfnis des Neugeborenen. Man geht davon aus, dass diese Spiegelneurone zwischen dem 3. und 4. Lebensjahr voll entwickelt sind. Dies ist nur dann der Fall, wenn die Fähigkeit zu spiegeln optimal und intensiv im familiären Bezugskreis (Mutter oder Vater) genutzt wird. Wie bei allen Nervenzellen im Entwicklungsstadium gegeben, gehen auch die Spiegelneuronen bei mangelnder Anregung zu Grunde ("Use it or lose it"). [siehe Kapitel „Kinder – Die Gefährdung ihrer normalen (Gehirn-) Entwicklung durch Gender Mainstreaming“ im Buch: „Vergewaltigung der menschlichen Identität. Über die Irrtümer der Gender-Ideologie, 4. erweiterte Auflage, Verlag Logos Editions, Ansbach, 2014: ISBN 978-3-9814303-9-4]

Keine Unterschiede?

Vier Sozialwissenschaftliche Studien
zum Wohlergehen von Kindern
in gleichgeschlechtlichen Haushalten



Zusammenfassung der Studie von Loren Marks

„Same-Sex Parenting and Children's Outcomes: A Closer Examination of the American Psychological Association's Brief on Lesbian and Gay Parenting“

„Gleichgeschlechtliche Elternschaft und die Auswirkungen auf die Kinder:
Eine genauere Untersuchung der Abhandlung der American Psychological
Association über lesbische und homosexuelle Elternschaft“

Social Science Research 41 (Juli 2012): S. 735-751,
<http://dx.doi.org/10.1016/j.ssresearch.2012.03.006>

Aus dem Englischen übersetzt im Auftrag des Familienbunds d. Katholiken im Bistum Augsburg.

Im Jahr 2005 veröffentlichte die American Psychological Association (APA) eine kurze Darstellung über lesbische und homosexuelle Elternschaft, in der behauptet wurde: „Keine einzige Studie stellte fest, dass Kinder von lesbischen oder homosexuellen Eltern in irgendeiner signifikanten Hinsicht im Vergleich zu Kindern heterosexueller Eltern benachteiligt sind.“

Marks findet diese Zuversicht der APA überraschend: Angesichts der geringen, nicht-repräsentativen Stichprobenauswahl den Schluss zu ziehen, dass es „keine signifikanten Unterschiede“ zwischen den Kindern gibt – und ebenso angesichts der bestehenden sozialwissenschaftlichen Forschung zu Familienstrukturen, in der herausgefunden wurde, dass Abweichungen von der intakten biologischen Familie mit negativen Folgen für die Kinder verbunden sind. Marks prüft die von der APA zitierte Forschung, um sicherzustellen, dass ihre Behauptung durch fundierte wissenschaftliche Erkenntnisse gestützt ist. Nach sorgfältiger Analyse kommt er zu dem Ergebnis, dass die wissenschaftlichen Belege die von der APA aufgestellte Behauptung nicht rechtfertigen können.

Zunächst überprüft Marks die 67 zitierten Texte und findet heraus, dass acht von ihnen unveröffentlichte Dissertationen sind. Da unveröffentlichte Werke nicht mittels Peer-Review begutachtet werden, lässt er sie unberücksichtigt und konzentriert sich auf die verbleibenden 59 publizierten Studien. Dabei stellt er sieben Probleme in Bezug auf die Behauptung der APA fest.

1. Die APA macht Hinweise zur allgemeinen Erfahrung von Kindern lesbischer und homosexueller Eltern, obwohl die Stichproben in den zitierten Studien nicht repräsentativ für die Allgemeinpopulation von Kindern aus lesbischen und homosexuellen Haushalten sind. Die APA behauptet, dass „Kinder von

lesbischen oder homosexuellen Eltern“ insgesamt nicht benachteiligt sind – im Vergleich mit Kindern gegengeschlechtlicher Eltern. Doch die überwiegende Mehrzahl der 59 Studien, nämlich 77%, basiert nicht auf Zufallsstichproben (random samples), sondern auf nicht-repräsentativer, willkürlicher Stichprobenauswahl (convenience samples).

Willkürliche Stichproben unterscheiden sich von Zufallsstichproben, denn die erstgenannten erfassen nur Daten von Personen, die sich aktiv freiwillig melden, um Daten zu liefern. Beispielsweise sind das Personen, die ihre eigene persönliche Geschichte in Bezug auf gleichgeschlechtliche Elternschaft anbieten oder Einzelberichte über ihre Erfahrung mit Kindern gleichgeschlechtlicher Eltern. Auch wenn diese Informationen wertvoll sind, handelt es sich dabei doch nicht um zufällig ausgewählte Daten, und dies kann im Ergebnis zu Verzerrungen führen. Personen, die hochmotiviert sind, Veränderungen beispielsweise beim Eherecht zu erreichen, sind möglicherweise am ehesten bereit, freiwillig Auskünfte über ihre Erfahrungen als gleichgeschlechtliche Eltern zu geben. Darüber hinaus neigen willkürliche Stichproben dazu, Daten von Gruppen gleichgesinnter Menschen zu gewinnen, also von Auskunftspersonen, die eher den gleichen sozialen Hintergrund und die gleichen Interessen haben, die in gleichen wirtschaftlichen Situationen leben und/oder gleiche Verhaltensmuster aufweisen. Man kann keine Verallgemeinerungen über die gesamte Population von Kindern vornehmen, die mit gleichgeschlechtlichen Eltern zusammenleben, indem man auf Daten vertraut, die aus der Erfahrung einer kleinen, homogenen Gruppe von Menschen gewonnen wurden und diese spiegeln. Dass die APA von „Kindern von lesbischen oder homosexuellen Eltern“ spricht, ohne die Beschränkungen ihrer Quellenlage zu erklären, ist irreführend.

2. Die 59 Studien beruhen nicht auf Stichproben, die ethnische (engl. „racial“), sozioökonomische oder Mann/Frau Unterschiede berücksichtigen. Die Studien stützen sich ausschließlich oder fast ausschließlich auf Stichproben weißer, gut ausgebildeter Frauen, vornehmlich aus der Mittel- oder Oberschicht.¹ Nur drei Abhandlungen untersuchten Haushalte mit einem homosexuellen Vater im Vergleich mit heterosexuellen Haushalten – und keine davon erforschte die Auswirkungen auf die Kinder von homosexuellen Vätern, lediglich die Auswirkungen auf die homosexuellen Väter selbst. Obwohl also die APA eine Behauptung über „Kinder von lesbischen oder homosexuellen Eltern“ aufstellte, ging es bei den Studien tatsächlich nur um die Auswirkungen auf Kinder, die von gut ausgebildeten, weißen, lesbischen Frauen aus der Mittel- bis Oberschicht betreut wurden. Die Studien berücksichtigen nicht die entscheidenden Vorteile der Mütter in Bezug auf Wohlstand, Ethnie (engl. „race“) und Ausbildung. Zweifelsohne kann bei diesen Kindern nicht davon ausgegangen werden, dass sie den Durchschnitt aller Kinder von gleichgeschlechtlichen Eltern in den Vereinigten Staaten repräsentieren.

3. Obwohl die APA einen Vergleich zieht zwischen Kindern von lesbischen und schwulen Eltern gegenüber Kindern von heterosexuellen Eltern haben nur 33 der 59 Studien eine heterosexuelle Vergleichsgruppe. Von diesen 33 Studien zogen 13 Untersuchungen eine heterosexuelle Vergleichsgruppe heran, die ausschließlich aus alleinerziehenden Elternteilen besteht, die meisten von ihnen sind alleinerziehende Mütter. (Die anderen 20 Studien geben die Zusammensetzung ihrer heterosexuellen Vergleichsgruppe gar nicht an, was an sich schon ein Fehler ist.) Wenn die APA von „Kindern heterosexueller Eltern“ spricht, ist zu erwarten, dass sie sich dabei zumindest teilweise auf Kinder aus intakten Familien mit Mutter und Vater, die miteinander verheiratet sind, bezieht – also auf diejenige Familienstruktur, bei der Sozialwissenschaftler üblicherweise davon ausgehen, dass sie die für Kinder am besten geeignete ist. Solche Kinder sind aber in keiner Vergleichsgruppe der zitierten Studien zu finden. In Wirklichkeit verglichen die von der APA zitierten Studien eine ausgewählte Stichprobe (die Kinder wohlhabender Familien mit zwei weißen Müttern) mit einer ausgewählten Stichprobe einer anderen Gruppe (Kinder mit vielfältigem Hintergrund und alleinerziehenden Müttern) – und die APA stellt die pauschale Behauptung auf, dass es keine Unterschiede zwischen den Kindern aus lesbischen oder schwulen Familien gegenüber Kindern aus heterosexuellen Familien gibt.

4. Die APA behauptet, „keine einzige Studie“ habe herausgefunden, dass Kinder von lesbischen oder homosexuellen Eltern benachteiligt seien. Schon vor 2005 wurde aber eine Studie veröffent-

licht, die hätte beachtet werden müssen: die australische Studie von Sotirios Sarantakos (1996). Sarantakos verglich Kinder von heterosexuellen Ehepaaren mit Kindern von homosexuellen Paaren sowie mit Kindern von [heterosexuellen] Paaren in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Dabei benutzte er die Daten der größten damals zur Verfügung stehenden Vergleichsprobe (N=174).² Gestützt auf Lehrerberichte, Testergebnisse der Kinder sowie schulische Beurteilungen der Leistungen der Kinder (statt elterliche Aussagen zur Entwicklung der Kinder), stellte Sarantakos fest, dass die Kinder aus heterosexuellen ehelichen Haushalten ihre Altersgenossen aus homosexuellen Haushalten in wesentlichen Aspekten übertrafen. Die APA zitiert die Sarantakos-Studie jedoch nur in einer Fußnote. Sie kritisiert sie mit dem Einwand, die Studie widerspreche der Mehrzahl der „keine Unterschiede“-Forschungsarbeiten und sei in einer weniger bekannten australischen Zeitschrift veröffentlicht worden. Marks weist aber auf das Beachtenswerte der Sarantakos-Studie hin: Die Kinder aus gleichgeschlechtlichen Familien wurden mit Kindern aus verheirateten heterosexuellen Familien verglichen. Und dabei traten signifikante Unterschiede in Bezug auf die Ergebnisse bei den den Kindern zutage. Die APA kannte also die Studie, was die Glaubwürdigkeit ihrer Behauptung, „keine einzige Studie“ habe herausgefunden, dass Kinder von lesbischen oder schwulen Eltern benachteiligt seien, wenn sie mit Kindern aus heterosexuellen Familien verglichen wurden, ramponiert.

5. Die APA behauptet, „in jeder wesentlichen Hinsicht“ seien die Kinder von gleichgeschlechtlichen Eltern nicht benachteiligt. Als Marks sich jedoch die Kategorien der in den 59 Abhandlungen analysierten Auswirkungen auf die Kinder ansah, stellte er fest, dass von den meisten Studien geschlechtsbezogene Entwicklungen untersucht wurden, die für die Gesellschaft nicht von großem allgemeinem Interesse sind. In Bezug auf Auswirkungen auf die Kinder fokussieren sozialwissenschaftliche Studien normalerweise auf bedeutendere gesellschaftliche Anliegen wie etwa „generationenübergreifende Armut, akademische Ausbildung und/oder Erwerbsbeitrag, schwere Kriminalität, Gefängnisaufenthalt, frühe Schwangerschaften, Drogen/Alkoholmissbrauch oder Suizid“.³ Im Gegensatz dazu wurden in den von der APA zitierten Artikeln Auswirkungen untersucht wie beispielsweise „sexuelle Orientierung; Verhaltensanpassung, Selbstkonzepte und Geschlechtsrollenidentität; sexuelle Identität; sexuelles Rollenverhalten; Selbstwertgefühl; psychosexuelle und psychiatrische Einschätzung; sozioemotionale Entwicklung; sowie die mütterliche psychische Gesundheit und die Anpassung des Kindes.“⁴ Die Behauptung der APA, die Kinder seien „in jeder wesentlichen Hinsicht“ nicht benachteiligt, ist irreführend, wenn man berücksichtigt, was die Sozialwissenschaften normalerweise als wesentlichste Aspekte ansehen.

Marks weist auch darauf hin, dass Sarantokos im Jahr 2000 eine größere Studie in Buchumfang bei der Harvard University Press veröffentlichte. Darin wird von signifikanten und erschütternden Unterschieden zwischen Kindern aus gleichgeschlechtlichen Haushalten und Kindern aus gegengeschlechtlichen Haushalten in den Bereichen „Drogen- und Alkoholmissbrauch, Bildung (Schulschwänzen), sexuelle Aktivität und Kriminalität“ berichtet.⁵ Die APA führt diesen Harvard-Band, der in einer Peer Review begutachtet wurde, noch nicht einmal in einer Fußnote auf, obwohl im Buch zur Unterstützung seiner Behauptung acht unveröffentlichte Dissertationen zitiert werden.

6. Keine der 59 Studien hat die langfristige Entwicklung der Kinder beobachtet. Wissenschaftler, die über Auswirkungen bei Kindern arbeiten, wissen, dass viele Kinder erst später im Leben Probleme zeigen, etwa wenn es für Jugendliche und junge Erwachsene Zeit ist, ihre eigenen Liebesbeziehungen einzugehen, wenn sie ins Berufsleben eintreten, etwas zur Gesellschaft beitragen und schließlich ihre eigene Familie gründen. Dass die APA jedoch keine Studie über die Entwicklung in der Jugendzeit und im frühen Erwachsenenalter erwähnt, sondern vornehmlich nur Auswirkungen in der frühen Kindheit anführt – und dann erklärt, es gebe für Kinder aus gleichgeschlechtlichen Haushalten keine Nachteile – ist eine voreilige Aussage.

7. Marks wies die APA darauf hin, dass sie gegen ihre eigenen Richtlinien für statistische Forschung, wie sie im Publication Manual aufgeführt sind, verstoßen hat. Mehrfach gab die APA Anweisungen heraus, wonach Forschung, der zufolge keine Unterschiede zwischen Gruppen festgestellt werden können, sich ernsthaft mit den „Erwägungen über statistische Aussagekraft“ von Forschungsergebnissen auseinandersetzen muss. Sie muss den Stichprobengrößen und Effektstärken große Aufmerksamkeit widmen sowie einen Nachweis für die engen Zusammenhänge der vorgetragenen Ergebnisse bringen. Marks stellt fest, dass nur vier der 59 Studien statistische Überprüfungen bereitstellten, die diesen Maßstäben gerecht werden. 51 Studien fallen unter die statistische Fehlentscheidung „Fehler 2. Art“; d.h. die falsche Behauptung, dass es „keine Unterschiede gibt“, wird nicht zurückgewiesen.

Marks beendet seine Kritik mit Empfehlungen für Wissenschaftler, die in Zukunft gleichgeschlechtliche Elternschaft untersuchen:

1. Rücken Sie von geringen willkürlichen Stichproben (convenience samples) ab, und verwenden Sie umfangreiche repräsentative Stichproben.

2. Rücken Sie von genderbezogenen Ergebnissen in Bezug auf das Kind ab, und fokussieren Sie auf Ergebnisse, die für die Gesellschaft von größerem

Interesse sind, die sich aber erst später im Leben eines Kindes (im Jugendalter und frühen Erwachsenenalter) zeigen.

3. Beziehen Sie unterschiedliche gleichgeschlechtliche Familien in die Stichproben mit ein (zumindest Familien mit homosexuellem Vater, aber auch ethnische [engl. „racial“] Minderheiten und solche mit geringerem sozioökonomischen Status).

4. Beziehen Sie intakte verheiratete gegengeschlechtliche Familien bei der Vergleichsgruppe mit ein.

5. Reagieren Sie gewissenhaft auf die Kritik von Experten in Bezug auf Stichprobengröße, Stichprobenverfahren, statistische Aussagekraft und Effektstärke.

Die Darlegung der APA über lesbische und homosexuelle Elternschaft behauptete im Jahr 2005: „Keine einzige Studie stellte fest, dass Kinder von lesbischen oder homosexuellen Eltern in irgendeiner signifikanten Hinsicht im Vergleich zu Kindern heterosexueller Eltern benachteiligt sind.“ Marks' Überprüfung hingegen zeigt, dass die von der APA zitierten Studien nur Belege für wesentlich begrenztere Aussagen ergeben: Einige der von zwei gut ausgebildeten, weißen, lesbischen Frauen mit dem sozioökonomischen Status der Mittel- bis Oberschicht betreuten Kinder zeigten keine Unterschiede in Bezug auf hauptsächlich genderbezogene Ergebnisse, wenn sie mit Kindern verglichen werden, die bei alleinerziehenden Müttern unterschiedlicher ethnischer [engl. „racial“] und sozioökonomischer Herkunft aufwachsen.

Anmerkungen

1 Michael Rosenfeld erläutert: „Bei den Studien mit willkürlich ausgesuchten Stichproben stützten sich einige der wichtigsten auf Stichproben von Frauen, die durch künstliche Befruchtung Eltern geworden waren (assistierte Reproduktion; Brewaeys et al. 1997; Chan, Raboy, and Patterson 1998; Flaks et al. 1995). Da Personen, die durch medizinische Maßnahmen Eltern werden, mithilfe der IVF-Kliniken erkannt werden können – und somit leichter zu rekrutieren sind als gleichgeschlechtliche Eltern in der Allgemeinbevölkerung – zielte die Literatur über Elternschaft von gleichgeschlechtlichen Paaren darauf ab, Studien über jene Frauen herauszustellen, die sich eine künstliche Befruchtung (assistierte Reproduktion) finanziell leisten können: weiße Frauen aus der Ober- bis Mittelschicht. National repräsentative Daten zeichnen da ein anderes Bild: Beim U.S.-Zensus gehören Eltern in gleichgeschlechtlichen Beziehungen eher der Arbeiterklasse an und sind mit einer höheren Wahrscheinlichkeit Nicht-Weiße im Vergleich zu den verheirateten heterosexuellen Paaren.“ Siehe Anhang: Michael Rosenfeld, „Nontraditional Families and Childhood Progress through School“, *Demography* 47 (August 2010): 755-775, p. 757.

2 Die Sarantokos Studie bezieht sich nicht auf eine große, randomisierte, repräsentative Stichprobe in der Art, wie es die Regnerus Studie in 2012 tut.

3 Marks, 743.

4 Ebd.

5 Ebd., 744.

Zusammenfassung der Studie von Mark Regnerus

„How Different Are the Adult Children of Parents Who Have Same-Sex Relationships? Findings from the New Family Structures Study“

„Wie verschieden sind die erwachsenen Kinder, deren Eltern gleichgeschlechtliche Beziehungen haben [im Vergleich mit Kindern aus anderen Familienstrukturen]? Ergebnisse aus der New Family Structures Study“

Social Science Research 41(4) (July 2012): 752-770,
<http://dx.doi.org/10.2016/j.ssresearch.2012.03.009>

und

„Parental Same-Sex Relationships, Family Instability, and Subsequent Life Outcomes for Adult Children: Answering Critics of the New Family Structures Study with Additional Analyses“

„Gleichgeschlechtlich lebende Eltern, Familieninstabilität und die Auswirkungen auf das Leben der erwachsenen Kinder: Eine Antwort auf Kritik an der New Family Structures Study mit zusätzlichen Analysen“

Social Science Research 41(6) (November 2012): 1367-1377,
<http://dx.doi.org/10.1016/j.ssresearch.2012.08.015>

Aus dem Englischen übersetzt im Auftrag des Familienbunds d. Katholiken im Bistum Augsburg.

Der Soziologe *Mark Regnerus* vom Population Research Center [Forschungszentrum für Bevölkerungsentwicklung] an der Universität in Austin/Texas legt in „How Different?“ neue und umfassende empirische Belege vor, die nahelegen: Es gibt Unterschiede zwischen Kindern, deren Eltern eine gleichgeschlechtliche Beziehung hatten, und Kindern, die von ihren biologischen, verheirateten Eltern großgezogen wurden.

Die Ergebnisse beruhen auf den Daten der 2011 veröffentlichten „New Family Structures Study“ (NFSS), deren Durchführung *Regnerus* leitete. In der Studie wurden 2.988 junge Erwachsene mit dem ausdrücklichen Ziel befragt, landesweit repräsentative Daten über Kinder aus unterschiedlichen Familienstrukturen zu gewinnen. Das betrifft intakte biologische Familien, spät geschiedene Familien, Patchworkfamilien, Ein-Eltern-Familien, Adoptivfamilien, Familien mit einem Elternteil, der schon einmal in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung war,¹ sowie

andere Familienstrukturen (etwa Familien mit einem verstorbenen Elternteil). Kritiker der Studie haben eingeräumt, dass sie „besser als alle früheren Studien ausgestattet ist, um Unterschiede zwischen diesen Bevölkerungsgruppen herauszufinden.“²

Stärken der NFSS

Die Daten der NFSS und der zusammenfassende Artikel „How Different“ sind unter vier wesentlichen Aspekten einzigartig im Vergleich zur übrigen Forschung über homosexuelle Elternschaft. Erstens: Die Daten der Studie stammen aus einer großen Anzahl zufällig ausgewählter, junger Erwachsener (Alter zwischen 18 und 39 Jahren) aus den USA. In der ersten Generation der Forschung zu homosexueller Elternschaft hatte man sich auf kleine, nicht zufällig ausgewählte Stichproben verlassen. Diese Datensätze sind aber unzureichend, wenn man generelle Rückschlüsse auf Familien mit homosexueller Elternschaft ziehen will.³

Eine der bekannteren Unternehmungen, Daten über homosexuelle Elternschaft zu gewinnen, war die National Longitudinal Lesbian Family Study [Nationale Langzeitstudie zu lesbischen Familien], kurz NLLFS genannt. Diese Studie benutzte ein sog. Convenience Sample, also eine nicht repräsentative Stichprobenauswahl. Die Studienteilnehmer wurden nicht zufällig aus der gesamten Bevölkerung genommen, sondern über Anzeigen in Zeitschriften für lesbische Frauen, über Buchläden speziell für Frauen und über Events für Lesben in mehreren größeren Metropolregionen angeworben.⁴ Diese Art der Auswahl ist geeignet, Informationen über das Verhalten bestimmter Gruppen zu sammeln (in diesem Fall Frauen, die in lesbischen Gruppen in einer Großstadtregion aktiv sind und eifrig, an Befragungen zu ihrer Kindererziehung mitzuwirken). Sie ist aber ungeeignet, wenn es darum geht, allgemeine Trends über lesbische Eltern zu erfassen, in denen viele den sozioökonomischen, ethnischen (engl. racial) oder geographischen Mustern sowie Verhaltensmustern der ausgewählten Gruppe nicht entsprechen. Alle Behauptungen über eine Bevölkerungsgruppe, die auf einer nicht repräsentativen Teilgruppe basiert, muss mit Einschränkungen betrachtet werden, denn eine solche Stichprobe ist weniger vielfältig als eine wirklich repräsentative Auswahl.⁵

Eine zweite Stärke der NFSS ist: Sie konzentriert sich auf die Aussagen von Erwachsenen, die einmal Kinder in den verschiedenen Haushalten waren. Normalerweise konzentrieren sich Studien über homosexuelle Elternschaft darauf, was im Moment – während die Kinder noch unter der Fürsorge der Eltern stehen – in diesen Haushalten vor sich geht. Die Verfasser dieser Studien befragten zudem üblicherweise die Eltern darüber, wie es ist, als schwuler Mann oder lesbische Frau ein Kind zu erziehen. Solche Forschungen können nicht aufzeigen, wie es den Kindern später als Erwachsene geht oder was sie während ihres Aufwachsens erlebt haben. In manchen Fällen werden auch Informationen von Teilnehmern gesammelt, die sich schon über eventuelle politische Auswirkungen ihrer Antworten bewusst und somit während der Befragung voreingenommen sind.⁶

Drittens: Die Vergleichsgruppe bei Regnerus besteht aus intakten biologischen Familien. In früheren Forschungen zu homosexueller Elternschaft wurden Familien mit homosexuellen Eltern verglichen mit Ein-Eltern-Familien, Scheidungsfamilien oder Patchworkfamilien. Oder es wurden Familien mit homosexuell lebenden Eltern, die ausgewählt und oft sozioökonomisch privilegiert waren, verglichen mit einer breiten, repräsentativen Familien-Auswahl aus der Allgemeinbevölkerung.⁷

„How different“ vergleicht Kinder, die angaben, eine Mutter zu haben, die eine lesbische Beziehung hatte (kurz MLR) oder einen Vater, der eine schwule Beziehung hatte (kurz FGR), mit Kindern, die in ei-

ner intakten biologischen Familie mit verheirateten Eltern aufgewachsen sind (kurz IBF). Die Begründung dafür ist, dass die intakte biologische Familie seit langem als „Goldstandard“ für die Kinder gilt, unter anderem weil die Haushaltsstabilität (eine intakte elterliche Beziehung) gut belegte Vorteile für die Kinder bedeutet. In „How Different“ wird die Messlatte also hoch angelegt, um festzustellen, ob es Unterschiede gibt zwischen Kindern aus traditionellen biologischen Familien und Kindern aus den neuen Familienstrukturen.⁸

Ein vierter Pluspunkt der NFSS ist: Sie hat Daten von Kindern in vierzig verschiedenen Bereichen gesammelt, die von wesentlichem Interesse für Erziehungsforscher sind und die das soziale, emotionale und Beziehungs-Wohlbefinden der erwachsenen Kinder abdecken.⁹ Die Frage-Kategorien reichen von „Wie zufrieden sind Sie als erwachsene Person in ihren Liebesbeziehungen?“ über „Haben Sie schon einmal von Sozialleistungen gelebt?“ und „Haben Sie schon einmal in Armut gelebt?“, bis hin zu „Haben Sie schon einmal sexuelle Übergriffe erlebt?“ und „Wurden Sie schon einmal für ein Verbrechen verurteilt?“ Zum Vergleich: Die Studie von Michael Rosenfeld untersuchte nur einen Aspekt des Wohlergehens der Kinder: das Bildungsniveau. Die meisten der früheren Studien zu homosexueller Elternschaft konzentrierten sich auf Auswirkungen im geschlechtlichen und emotionalen Bereich der Kinder (zum Beispiel sexuelle Identität und Orientierung und Selbstwertgefühl) – Themen, die für die Allgemeinbevölkerung weniger bedeutsam sind.¹⁰

Im Folgenden sind einige der wichtigsten Ergebnisse der NFSS zusammengefasst:

Rassenzugehörigkeit

In der öffentlichen Wahrnehmung und klischeehaft werden schwule und lesbische Haushalte mit Kindern üblicherweise als Teil der weißen Mittelschicht der Bevölkerung angesehen. Als Antwort auf die Frage nach der Ethnie (engl. race), gaben jedoch 48 % der Studienteilnehmer mit einem schwulen Vater und 43 % der Teilnehmer mit einer lesbischen Mutter an, dass sie entweder schwarzer oder hispanischer Herkunft seien. Das ist ein viel höherer Prozentsatz als die bisherigen auf Convenience Samples basierenden Studien suggerierten.¹¹

Sozialhilfe

Wirtschaftlich gesehen sind die erwachsenen Kinder mit MLRs viermal wahrscheinlicher auf Sozialhilfe angewiesen als die Kinder aus IBFs. Es ist außerdem dreieinhalbmal wahrscheinlicher, dass sie arbeitslos sind.

Kriminalität

Den größten Hang zur Kriminalität zeigen die Kinder mit FGRs. Sie wurden im Schnitt häufiger verhaftet und bekannten sich häufiger schwerer Verbre-

chen für schuldig als die Befragten aus allen anderen Familienkategorien. Die Kinder mit MLRs gaben am zweithäufigsten Verstrickungen in Verbrechen und Festnahmen an. Die jungen Erwachsenen aus IBFs waren am seltensten in Verbrechen oder Festnahmen verwickelt.

Sexuelle Belästigung

Entgegen der in letzter Zeit weit verbreiteten Schlussfolgerungen¹², dass es keine sexuellen Übergriffe in lesbischen Haushalten gäbe, fand die NFSS heraus: Auf die Frage, ob sie jemals von einem Elternteil oder einer anderen erwachsenen Fürsorgerson sexuell berührt worden seien, antworteten die Kinder von Müttern, die eine lesbische Beziehung hatten, elfmal häufiger mit „Ja“ als die Kinder aus IBFs. Bei den Kindern mit FGRs war die Wahrscheinlichkeit, die Frage mit „Ja“ zu beantworten, dreimal höher. Kindern aus IBFs waren am seltensten sexuell belästigt worden. Nur 2% von ihnen beantworteten die Frage mit „Ja“ (im Unterschied zu 23% der Kinder mit MLRs). Auf die Frage, ob sie jemals gegen ihren Willen zum Geschlechtsverkehr gezwungen wurden, war die Wahrscheinlichkeit eines „Ja“ wiederum bei den Befragten, deren Mutter eine lesbische Beziehung hatte, am höchsten. Sie war viermal höher als bei IBFs; bei den Teilnehmern deren Vater eine schwule Beziehung hatte, war sie dreimal höher als bei IBFs.

In Prozentwerten: 31% der Kinder mit MLRs gaben an, zu Geschlechtsverkehr gezwungen worden zu sein; bei den intakten biologischen Familien waren dies 8%; bei den Kindern mit FGR waren es 25%. Diese Ergebnisse stimmen mit Forschungsergebnissen zu heterosexuellen Familien überein. So zeigt ein kürzlich veröffentlichter Regierungsbericht: Kinder, die in einer intakten biologischen Familie mit verheirateten Eltern aufwachsen, haben die geringste Wahrscheinlichkeit, sexuell, physisch oder emotional misshandelt zu werden.¹³

Sexuell übertragbare Erkrankungen

Auf die Frage, ob sie schon einmal an einer sexuell übertragbaren Erkrankung (STD) litten, gaben die jungen Erwachsenen mit FGRs dreimal häufiger eine bejahende Antwort als die Kinder aus IBFs. Die Befragten mit MLRs antworteten zweieinhalbmal häufiger mit „Ja“, gefolgt von den Befragten aus Patchworkfamilien, die zweimal häufiger mit „Ja“ antworteten. Die Studienteilnehmer aus intakten biologischen Familien und aus „anderen“ Familienstrukturen hatten die geringste Wahrscheinlichkeit, schon einmal eine STD gehabt zu haben.

Marihuana/Zigarettenrauchen

Am häufigsten gaben die Kinder von geschiedenen Eltern an, Marihuana zu konsumieren, durchschnittlich eineinhalbmal häufiger als die Teilnehmer aus IBFs. Danach folgten die Kinder mit MLRs, gefolgt von Kindern alleinerziehender Eltern und den

Kindern mit FGRs. Die Befragten, die von nichtverwandten Personen adoptiert worden waren und die aus IBFs konsumierten am seltensten Marihuana. Das Rauchen von Zigaretten war unter den Kindern mit MLRs am beliebtesten, gefolgt von Kindern mit FGRs. Von allen Familienkategorien rauchten die Kinder aus IBFs am seltensten.

Sicherheitsgefühl

Die Studienteilnehmer wurden nach ihren Empfindungen in Bezug auf die Erfahrungen in der Familie, während sie dort aufwuchsen, gefragt. Die Kinder mit MLRs gaben die niedrigsten Werte in Bezug auf das Empfinden von Sicherheit in der Kindheit an, gefolgt von den Kindern mit FGRs; die Kinder aus IBFs hatten die höchsten Werte in Bezug auf ihr Sicherheitsgefühl.

Psychische Gesundheit

Danach befragt, ob sie in letzter Zeit oder derzeit aufgrund eines Problems, das mit „Angstzuständen, Depressionen, Beziehungen etc.“ zu tun hat, in Therapie waren oder sind, sagten die von nichtverwandten Personen adoptierten Kinder am häufigsten „Ja“, gefolgt von den Kindern mit MLRs. Am geringsten war die Wahrscheinlichkeit bei den Kindern aus IBFs.

Auf der Allgemeinen Depressionsskala (CES-D) – eine Befragung nach den Gedanken der letzten sieben Tage auf einer Skala von glücklich bis depressiv – gaben die jungen Erwachsenen mit MLRs und FGRs signifikant häufiger höhere Depressionswerte an als die Kinder aus IBFs. Die Kinder mit FGRs gaben zweimal häufiger als die Kinder mit MLRs und fast fünfmal häufiger als die Kinder aus IBFs an, in den letzten zwölf Monaten an Suizid gedacht zu haben.

Liebesbeziehungen

Nach der Qualität ihrer aktuellen Liebesbeziehung befragt, gaben die Kinder mit FGRs die geringste Qualität an, gefolgt von denen, die von nichtverwandten Personen adoptiert wurden; danach kamen die Kinder aus Patchworkfamilien und danach die Kinder mit MLRs. Die höchste Beziehungsqualität gaben die Kinder aus IBFs an.

Auf die Frage, wie oft sie schon dachten, dass ihre aktuelle Beziehung in Gefahr ist, gaben die Kinder mit FGRs die höchste Anzahl an, gefolgt von den Kindern, deren Eltern geschieden waren. Die Kinder aus IBFs gaben die niedrigste Anzahl an.

Die Studienteilnehmer, deren Mutter eine lesbische Beziehung hatte, gaben auf die Frage nach der eigenen Untreue dreimal häufiger als die Kinder aus IBFs an, dass sie eine Affäre hatten, während sie noch verheiratet waren oder in eheähnlicher Gemeinschaft lebten. Danach folgten die Kinder aus Patchworkfamilien (die zweieinhalbmal häufiger eine Affäre hatten) und die Kinder von FGRs (die zweimal häufiger eine Affäre hatten).

Sexuelle Orientierung und Sexualverhalten

Die Teilnehmer der NFSS wurden gebeten, ihre sexuelle Orientierung anzugeben. Die Kinder mit MLRs gaben häufiger als die Kinder in jeder anderen Familiengruppe gleichgeschlechtliche Beziehungen und Bisexualität an. Gleichzeitig waren sie die Teilnehmer, die am seltensten angaben, sich als völlig heterosexuell zu identifizieren, gefolgt von den Kindern mit FGRs. Kinder aus IBFs betrachteten sich am häufigsten als völlig heterosexuell.

Töchter mit MLRs gaben an, in ihrem Leben bisher durchschnittlich etwas mehr als einen weiblichen Geschlechtspartner und vier männliche Geschlechtspartner gehabt zu haben. Die Töchter aus IBFs gaben durchschnittlich 0.2 weibliche Geschlechtspartner und 2.79 männliche Geschlechtspartner an. Die Töchter mit MLRs waren die Teilnehmer, die sich am häufigsten als asexuell bezeichneten, sich also weder zu Männern noch zu Frauen hingezogen fühlten (das betraf 4,1% der Töchter mit MLRs im Vergleich zu 0,5% der Töchter aus IBFs).

Unterschiede im Allgemeinen

Alles in allem hat „How Different“ gezeigt, dass es in der Tat Unterschiede gibt zwischen Kindern, deren Vater oder Mutter eine homosexuelle Beziehung hatte, als sie heranwuchsen, und Kindern, die in einer intakten biologischen Familie mit verheirateten Eltern aufgewachsen sind. Diese Unterschiede betreffen eine Vielzahl sozialer, emotionaler und beziehungsmaßiger Aspekte.

In 25 von 40 untersuchten Bereichen, die eindeutig als suboptimal zu werten sind, konnten statistisch signifikante Unterschiede zwischen Kindern aus IBFs und denen mit MLRs festgestellt werden. Dazu gehören: Das Erhalten von Sozialhilfe, die Notwendigkeit einer Therapie, sexuelle Untreue, sexuell übertragbare Krankheit, sexuelle Belästigung erlebt, geringerer Bildungsabschluss, weniger Sicherheit in der Herkunftsfamilie empfunden, Depressionen, Bindungen und Abhängigkeiten, Rauchen von Marihuana, häufiges Zigarettenrauchen und kriminelles Verhalten.

In 11 von 40 untersuchten Bereichen konnten statistisch signifikante Unterschiede zwischen Kindern aus IBFs und Kindern mit FGRs festgestellt werden, so in den Bereichen: Suizidgedanken, sexuell übertragbare Krankheiten, zu sexuellen Handlungen gezwungen, weniger Sicherheit in der Herkunftsfamilie empfunden, Depressionen, geringe Qualität der eigenen Beziehungen, häufiges Zigarettenrauchen, kriminelles Verhalten.

In beiden Vergleichen [MLR mit IBF sowie FGR mit IBF] gab es jeweils bedeutsame Unterschiede. Den jungen Erwachsenen, deren Mutter eine lesbische Beziehung hatte, ging es dabei im Vergleich mit den Kindern aus intakten biologischen Familien in vielen Bereichen am schlechtesten und in zahlenmä-

ßig mehr Kategorien auch schlechter als den Teilnehmern, deren Vater eine homosexuelle Beziehung hatte.

Antwort auf Kritik: Die Instabilität von Haushalten mit gleichgeschlechtlichen Eltern thematisieren

Mit „Answering Critics“ antwortete Regnerus detailliert auf sechs Gesichtspunkte, die von Kritikern seiner Studie genannt wurden. Dabei erstellte Regnerus auch neue Datenanalysen, die in der ursprünglichen Studie nicht enthalten sind. Der wichtigste Kritikpunkt an der Studie betrifft die Frage, wie man mit der Instabilität gleichgeschlechtlicher Beziehungen umgehen soll. Die vorliegende Zusammenfassung konzentriert sich darauf, wie Regnerus mit dieser Kritik umgeht; welche Methoden er für künftige Studien vorschlägt, um den Instabilitätsfaktor mit einzubeziehen und dabei die möglichen Gründe herauszuarbeiten, die der Instabilität gleichgeschlechtlicher Beziehungen zu Grunde liegen.

In seiner ursprünglichen Studie weist Regnerus darauf hin, dass die Haushalte, in denen die jungen Erwachsenen ihre Kindheit verbrachten, nur selten „geplante“ gleichgeschlechtliche Haushalte waren. Die Studie fand heraus: Die befragten jungen Erwachsenen (geboren zwischen 1973 und 1994), bei denen ein Elternteil eine homosexuelle Beziehung hatte, waren üblicherweise in einer heterosexuellen Ehe gezeugt worden; diese Ehe wurde dann geschieden oder getrennt und das Kind blieb mit einem Elternteil zurück. Vor, während oder nach der Scheidung oder Trennung hatte ein Elternteil mindestens eine gleichgeschlechtliche Liebesbeziehung.¹⁴

Genauer: Von den Studienteilnehmern, deren Mutter eine gleichgeschlechtliche Liebesbeziehung hatte, gaben 91% an, mit ihrer Mutter gelebt zu haben, während die Mutter in dieser Beziehung war; aber nur 57% gaben an, dass sie vor ihrem 18. Geburtstag mindestens vier Monate mit der Mutter und deren Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt zusammenlebten. Ein noch geringerer Anteil (23%) gab an, mindestens drei Jahre im gleichen Haushalt mit der Mutter und deren Partnerin gelebt zu haben. Das heißt: Von 2.988 Befragten gaben nur vierzig Personen an, drei Jahre oder länger mit zwei lesbischen Frauen im Haushalt gelebt zu haben. Nur zwei der 15.000 Untersuchten hatten achtzehn Jahre mit den beiden gleichen Frauen verbracht.

Von den Studienteilnehmern, die angaben, dass ihr Vater eine gleichgeschlechtliche Beziehung hatte, wurde sogar eine noch geringere Dauer dieser Beziehungen angegeben. 42% der Studienteilnehmer hatten mit dem Vater, während dieser eine homosexuelle Beziehung hatte, zusammengelebt. Nur 24%

hatten mit ihrem Vater und dessen Partner länger als vier Monate zusammengelebt. Nur 1,1% der Befragten hatten mindestens drei Jahre im gleichen Haushalt mit den beiden homosexuell lebenden Männern gelebt.¹⁵ Kein einziger Teilnehmer hatte die gesamte Kindheit mit zwei homosexuellen Männern verbracht. Diese Ergebnisse deuten stark darauf hin, dass die gleichgeschlechtlichen Beziehungen der Eltern oft von kurzer Dauer waren; eine Erkenntnis, die im Einklang mit anderen Untersuchungen zu größerer Instabilität bei gleichgeschlechtlichen Beziehungen steht.¹⁶

Kritiker bezichtigten *Regnerus* schlechter Methodik und sogar Böswilligkeit, weil nicht Kinder aus intakten biologischen Familien mit Kindern aus intakten lesbischen oder schwulen Familien verglichen wurden (die „Äpfel mit Birnen vergleichen“-Kritik an der NFSS).

In Erwartung dieser Bedenken hatte *Regnerus* immer betont: Obwohl seine Studie ihre Informationen aus einer großen, repräsentativen Gruppe der US-Bevölkerung zieht und obwohl sie eine Screening-Methode benutzt, die darauf angelegt ist, die Anzahl der Teilnehmer mit einem Elternteil in gleichgeschlechtlicher Beziehung zu erhöhen, hatte nur ein sehr kleiner Teil der Befragten angegeben, von den selben zwei lesbischen oder schwulen Eltern drei Jahre oder länger großgezogen worden zu sein. Das war eine zu geringe Zahl, um verlässliche Vergleiche zwischen diesen Familien und intakten biologischen Familien ziehen zu können.¹⁷

Dennoch konzentrierte sich die Kritik auf den Punkt, dass *Regnerus* nicht Kinder aus stabilen gleichgeschlechtlichen Beziehungen mit Kindern aus stabilen heterosexuellen Beziehungen verglichen hatte. Kritiker unterstellten zudem, dass die NFSS einen „veralteten“ Datenbestand repräsentiere, weil das Sexualverhalten der Eltern aus den Siebziger- bis Neunzigerjahren untersucht wurde. Das sei zu alt, um zeitgemäße Rückschlüsse ziehen zu können, was die Auswirkungen unterschiedlicher Familienstrukturen auf die Kinder betreffe. Kritiker warfen auch vor, dass es heutzutage weitaus mehr stabile gleichgeschlechtliche Haushalte in den USA gebe und dass die noch bestehenden Instabilitätsfaktoren zurückgehen würden, wenn gleichgeschlechtliche Paare heiraten können. Deshalb, so die Kritiker, müsse die Studie als irrelevant für moderne Debatten angesehen werden.

In „Answering Critics“ weist *Regnerus* darauf hin, dass die Leser möglicherweise unrealistische Vorstellungen von gleichgeschlechtlichen Familien haben. Teilweise sei das so, weil die gängigen Medien die größte Aufmerksamkeit auf gebildete, reiche, weiße homosexuelle Familien lenken, die künstliche Befruchtung nutzen, um Kinder zu bekommen und die versuchen, diese Kinder in einem langfristig angelegten Haushalt großzuziehen. Die allgemeine

Bevölkerung hat daher wohl angenommen, diese Familien seien repräsentativ für den allgemeinen Trend. Es stört sie, wenn diese Familien in der Stichprobe der Studie nicht zu finden sind.

Regnerus betont, dass es keine, auf einer großen, zufälligen Stichprobenauswahl der Bevölkerung basierende Studie gibt, wonach stabile gleichgeschlechtliche Beziehungen die Norm sind. Im Gegenteil, er zitiert eine Anzahl Wissenschaftler, die Belege für vergleichsweise höhere Trennungsraten bei gleichgeschlechtlichen Partnern fanden – sogar in Ländern, in denen das soziale Stigma deutlich geringer ist und gleichgeschlechtliche Ehen erlaubt und akzeptiert sind. So zitiert er Andersson, dessen Studie zu gleichgeschlechtlichen Ehen in Norwegen und Schweden (veröffentlicht 2006) gezeigt hat, dass „das Scheidungsrisiko bei gleichgeschlechtlichen Ehen wesentlich höher ist“.¹⁸ Die Wahrscheinlichkeit, sich scheiden zu lassen, ist bei schwedischen lesbischen Paaren mehr als dreimal so hoch ist wie bei schwedischen heterosexuellen Paaren. Bei schwedischen schwulen Paaren ist die Scheidungsrate 1,35 mal höher. *Regnerus* bezieht sich auch auf Timothy Biblarz und Judith Stacey, zwei Befürworter gleichgeschlechtlicher Ehen in den USA, die nichtsdestoweniger einräumen, dass lesbische Eltern ein „etwas erhöhtes Risiko“ haben, sich zu trennen, wohl zum Teil wegen ihrer „hohen Gleichheitsstandards“. Auch Michael J. Rosenfeld wird zitiert, der bei einer Untersuchung national repräsentativer Datensätze amerikanischer Paare mehr Instabilitätsmuster unter lesbischen Paaren fand.¹⁹

Regnerus fordert die Leser auf, zu überdenken, ob sie nicht zugunsten einer Darstellung von gleichgeschlechtlichen Familien als Familien aus der weißen oberen Mittelschicht voreingenommen sein könnten. Möglicherweise vernachlässigen sie dabei, dass es auch unter Schwarzen und Hispanos, genauso wie unter weniger gebildeten und weniger wirtschaftlich privilegierten Personen, gleichgeschlechtliche Beziehungen (mit einem höheren Instabilitätsrisiko) gibt. *Regnerus* stimmt hier mit Rosenfeld überein: „Die Literatur über gleichgeschlechtliche Eltern neigte bisher dazu, Studien über Frauen als Informationsquelle heranzuziehen, die sich eine künstliche Befruchtung leisten können: weiße Frauen aus der oberen Mittelschicht. Landesweit repräsentative Daten zeichnen da ein anderes Bild: homosexuelle Paare kommen eher aus der Arbeiterklasse und sind viel häufiger nicht-weiß als die heterosexuellen, verheirateten Paare.“²⁰

Um fair zu bleiben, empfiehlt *Regnerus*, dass Untersuchungen zu Langzeitfolgen für die Kinder der allgemeinen Bevölkerung Kinder aus unterschiedlichen Familienkategorien berücksichtigen sollten. Er schlägt vor, dass sich Wissenschaftler mit dem Problem der Instabilität von Haushalten auseinandersetzen, dass sie diese nicht durch methodische

Entscheidungen beiseiteschieben oder sie durch Verwendung von Datensätzen verhältnismäßig stabilerer gleichgeschlechtlicher Paare ignorieren, wie es seine Kritiker möchten. Zu diesem Zweck macht *Regnerus* Vorschläge, wie mit dem Problem der Instabilität in zukünftigen Studien umgegangen werden könnte.

Instabilität als Risikofaktor

Regnerus erklärt, dass Familieninstabilität der Auslöser oder Risikofaktor [„channel“] sein kann, durch den es zu suboptimalen Langzeitfolgen für die Kinder aus gleichgeschlechtlichen Haushalten kommt. Um zu verstehen, was solche Risikofaktoren sind, bringt er ein Beispiel: Sind Frauen oder Männer gefährdeter, Lungenkrebs zu entwickeln?²¹

Es ist bekannt, dass Lungenkrebs mit Rauchen zusammenhängt. Rauchen ist also ein bekannter Risikofaktor oder Auslöser für Lungenkrebs. Wenn beispielsweise „die meisten Männer rauchten, aber nur sehr wenige Frauen jemals rauchten, wäre es überhaupt nicht hilfreich, zu behaupten (nach statistischer Bereinigung des Faktors Rauchen), dass das Geschlecht keine Auswirkungen auf Lungenkrebs habe.“²² Eine solche Analyse würde behaupten, dass es „keine Unterschiede“ zwischen Männern und Frauen bei der Entwicklung von Lungenkrebs gibt, obwohl es sie in Wirklichkeit sehr wohl gibt. Zudem würde eine wirkliche Ursache (dass viele Männer rauchen) vertuscht werden, obwohl sie doch Anlass zu großer Besorgnis geben sollte.

In ähnlicher Weise, so *Regnerus*, ist Familieninstabilität ein Risikofaktor für suboptimale Langzeitfolgen für die Kinder. Den Faktor Instabilität statistisch herauszurechnen [„control for“], was frühere Wissenschaftler oft taten, würde bedeuten, diesen Risikofaktor nicht mehr wahrzunehmen. Dann kommt es zu „Ergebnissen, die nicht hilfreich sind, um die soziale Wirklichkeit zu verstehen.“²³ *Regnerus* regt an, in zukünftigen Studien mögliche Zusammenhänge zwischen gleichgeschlechtlichen Familien, Familieninstabilität und negativen Langzeitfolgen für die Kinder zu untersuchen.

Warum könnten gleichgeschlechtliche Beziehungen weniger stabil sein?

Zuletzt stellt *Regnerus* eine These zur beobachteten Instabilität gleichgeschlechtlicher Paare auf. Sie basiert auf einer sexuell-ökonomischen Herangehensweise an Liebesbeziehungen: „Diese Sichtweise gibt nicht der sexuellen Orientierung per se die Schuld an der Instabilität, sondern den dauerhaften Geschlechtsunterschieden und Vorlieben in Beziehungen.“²⁴ Im Wesentlichen besagt die These, dass Frauen mit höherer Wahrscheinlichkeit die Messlatte (für ihre Beziehung) hoch legen, um ihre emotionalen Bedürfnisse zu erfüllen. Sie sind häufiger unzufrieden in einer Beziehung, und das veranlasst sie, diese mit höherer Wahrscheinlichkeit zu beenden. Schwule Männer scheinen in ihren Beziehungen sta-

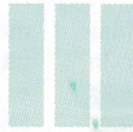
biler als lesbische Frauen zu sein, der männliche Sexualtrieb hat aber eine höhere Tendenz zu mehreren Partnern. Das führt dazu, dass Männer mit geringerer Wahrscheinlichkeit monogam bleiben, was eine andere Art von Instabilität mit sich bringt, deren Auswirkungen auf die Kinder noch unbekannt sind.²⁵

Fazit

In „How Different“ präsentiert *Mark Regnerus* neue und überzeugende Belege dafür, dass junge Erwachsene, deren Eltern eine gleichgeschlechtliche Beziehung haben, unter bedeutsamen und problematischen Langzeitfolgen leiden im Vergleich mit jungen Erwachsenen aus intakten biologischen Familien. Diese Ergebnisse stehen in großem Widerspruch zur ersten Generation der Studien über homosexuelle Elternschaft, die behaupteten, es gebe „keine Unterschiede“ (und sogar einige Vorteile) für Kinder, die von gleichgeschlechtlich lebenden Eltern großgezogen wurden. Diese Behauptung wurde aufgestellt, obwohl die empirischen Belege für das Vorhandensein einer großen Anzahl stabiler Familien mit zwei schwulen oder zwei lesbischen Elternteilen in der US-Bevölkerung fehlen.²⁶

Die Ergebnisse von *Regnerus* stimmen mit den etablierten Forschungen der Sozialwissenschaften der letzten 25 Jahre überein, wonach Kinder sich am besten entwickeln, wenn sie von ihren verheirateten, biologischen Eltern großgezogen werden.²⁷ Um die Jahrtausendwende waren sich Sozialwissenschaftler weitgehend einig, dass es Kindern, die von unverheirateten Müttern, geschiedenen Eltern, in eheähnlicher Gemeinschaft lebenden Paaren oder von Stiefeltern großgezogen werden, schlechter geht als Kindern, die von ihren immer noch verheirateten, biologischen Eltern großgezogen wurden.²⁸ Obwohl es bis dahin keine ausreichenden Daten über schwule und lesbische Elternschaft gab, war es schwer vorstellbar, dass schwule und lesbische Eltern erreichen könnten, was Heterosexuelle in Stieffamilien, Adoptivfamilien, in Ein-Eltern-Familien und in eheähnlicher Gemeinschaft lebende Paare nicht schaffen konnten: Nämlich, das für Kinder optimale Umfeld einer intakten biologischen Familien zu reproduzieren.

Indem *Regnerus* in „How Different“ die gängigen Behauptungen hinterfragt, ist er in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Konsens zur Zeit der Jahrtausendwende. *Regnerus* schließt mit einem Hinweis auf die sozialen Kosten, die bei einem Auseinanderbrechen von Familien entstehen: „Wenn in den USA die Anzahl intakter, biologischer Familien mit Vater und Mutter weiter sinkt, bedeutet das wachsende Herausforderungen für die Familien, aber auch eine erhöhte Abhängigkeit von öffentlichen Gesundheitseinrichtungen, staatlichen Sozialleistungen, psychotherapeutischen Behandlungen, Suchtmittelentzugsprogrammen und dem Strafjustizsystem.“²⁹



Zusammenfassung der Studie von Douglas W. Allen,
Catherine R. Pakaluk und Joseph Price's

„Nontraditional Families and Childhood Progress through School: A Comment on Rosenfeld“

„Nichttraditionelle Familien und die schulische Entwicklung
der Kinder: Ein Kommentar zu Rosenfeld“

Demography 50 (Juni 2013): S. 955-961,
<http://dx.doi.org/10.1007/s13524-012-0169-x>

und

„Normal progress through School: Further Results“

„Normale schulische Entwicklung: Weitere Ergebnisse“

White paper (2. Juni 2014)

Aus dem Englischen übersetzt im Auftrag des Familienbunds d. Katholiken im Bistum Augsburg.

Die Autoren [Allen und Mitarbeiter] beginnen ihre Studie mit der Bemerkung, dass es eine große Herausforderung ist, gleichgeschlechtliche Familien und ihre Auswirkungen auf die Kinder zu untersuchen. Zur Zeit der Veröffentlichung ihres Artikels gab es in den Vereinigten Staaten nur einen einzigen national gültigen, repräsentativen Datensatz: die 2000 Census 5-Percent Public Use Microdata Sample (Mikrodaten-Stichprobe).¹ Dr. Michael Rosenfeld nutzte diesen Datensatz, um die schulische Entwicklung der Kinder zu untersuchen und kam zu dem Ergebnis, dass es bei den Schülern keine Unterschiede gibt: „Kinder von gleichgeschlechtlichen Paaren können mit statistischer Sicherheit nicht von Kindern von verheirateten heterosexuellen Paaren unterschieden werden.“²

Nach sorgfältiger Analyse der [Rosenfeld-]Studie wenden Allen und Mitarbeiter ein, dass Rosenfeld eine Reihe methodischer Entscheidungen traf, die zu seiner Schlussfolgerung, es gebe „keine Unterschiede“, führten.³ Erstens schloss er zwei wichtige Gruppen von Kindern aus der Studie aus: alle Kinder, die in den fünf vorausgegangenen Jahren einen Wohnungsumzug mitgemacht hatten, und alle Kinder, die mit dem Haushaltsvorstand biologisch nicht verwandt waren. Durch die Nichtberücksichtigung dieser beiden Gruppen von Kindern reduzierte er seine Stichprobengröße erheblich. Damit schuf er eine Situation, in der die Auswirkungen auf die Kinder von gleichgeschlechtlichen Eltern ununterscheidbar schienen von den Auswirkungen auf die anderen Kinder. Zweitens gelang es ihm bei der Messung der

Auswirkungen auf die Kinder nicht, seinen Messfehler zu verkleinern, was die Tendenz verstärkte, keine statistischen Unterschiede zu finden.

Schulischer Lernfortschritt ist ein wichtiges Indiz für das Kindeswohl. Kinder, die in der Schule zurückbleiben, haben ein sehr viel höheres Risiko, die weiterführende Schule abzubrechen, was mit geringerem finanziellen Einkommen, höherer Arbeitslosigkeit, geringerem Selbstbewusstsein und höherer Sterblichkeitsrate in Zusammenhang steht.⁴ Darüber hinaus haben Studien festgestellt, dass ein effektives elterliches Verhalten/Erziehungsverhalten bei der schulischen Leistung eine wichtige Rolle spielt.⁵ Deshalb ist es für Kinder wichtig, ob unterschiedliche elterliche Erziehungsstrukturen mit einem normalen oder suboptimalen schulischen Lernfortschritt korrelieren.⁶

Im ersten ihrer beiden Dokumente erläutern die Autoren, warum Rosenfelds Entscheidung, die Stichproben zu reduzieren, zu dem Ergebnis „statistisch ohne Signifikanz“ führte. Dann korrigieren sie seine Stichprobenbeschränkungen und wiederholen sein Verfahren. Dabei stellen sie statistisch signifikante Unterschiede fest zwischen Kindern von gleichgeschlechtlichen Eltern und Kindern, die bei Mutter und Vater, die miteinander verheiratet sind, aufwachsen.

Im zweiten Dokument gehen die Wissenschaftler bei ihrer Forschung noch einen Schritt weiter. Sie unterscheiden zwischen den Geschlechterverteilungen

gen in den gleichgeschlechtlichen Haushalten (das heißt, Jungen und Mädchen in lesbischen oder in schwulen Familien). Sie stellen fest, dass es nicht nur signifikante Unterschiede zwischen den Kindern unterschiedlicher Familienstrukturen gibt, sondern dass es auch Unterschiede bezüglich der Folgen für die Kinder innerhalb der Gruppe gleichgeschlechtlicher Familien gibt. Schließlich zeigen sie, dass schon die einfache Ausschaltung des Messfehlers, der das Ergebnis „normale Entwicklung“ erbrachte, zu statistisch signifikanten Unterschieden zwischen den unterschiedlichen Haushalten führte.

Kritik an Rosenfeld

Allens ursprüngliche Kritik an der *Rosenfeld*-Studie umfasst zwei Teile. Im ersten Teil zeigt Allen, dass die von *Rosenfeld* gewählte Maßnahme (zwei Kindergruppen aus der Stichprobe herauszunehmen), um seine anvisierten Ziele zu erreichen, in Wirklichkeit seine Intention unterminierte. Im zweiten Teil hinterfragt Allen die Absicht *Rosenfelds*, sich in der Studie nur mit Kindern zu befassen, die die Kriterien einer Familienstabilität [kein Umzug in den vorausgehenden fünf Jahren] sowie einer biologischen Verwandtschaft mit einem Elternteil erfüllten.

Durch die Herausnahme der ersten Gruppe von Kindern – Kinder, die in den vorausgehenden fünf Jahren umgezogen waren – wollte *Rosenfeld* sicherstellen, dass er nur Kinder aus relativ stabilen Familien untersucht. *Rosenfeld* begründete das damit, dass Kinder aus einem unbeständigen Zuhause Beweggründe hätten, die ihre Schulleistung beeinträchtigen. Da gleichgeschlechtliche Haushalte eher instabiler sind, wäre es unfair, diese Kinder mit Kindern aus stabileren gegengeschlechtlichen Familien zu vergleichen.

Allen und Mitarbeiter wenden ein, dass die Herausnahme dieser Kinder aus der Stichprobe ein ungeeignetes Verfahren ist, um in Bezug auf Familienstabilität auszuwählen, weil ein Wohnungswechsel nicht unbedingt eine Änderung in der Familienstruktur bedeutet. Familien ziehen oftmals aus Gründen um, die mit einer Veränderung der Familienstruktur nichts zu tun haben (etwa ein Umzug wegen eines neuen Jobs, einer Schule oder um näher an den Verwandten zu wohnen). Tatsächlich stellte Allen bei den Daten fest, dass 47,6% der aus der Stichprobe ausgeschiedenen Kinder aus Familien stammten, die von einer Mutter und einem Vater, die miteinander verheiratet waren, geleitet wurden. Diese Kinder kamen also aus derjenigen Familienform, die eine höhere Stabilität aufweist. Damit verkleinerte *Rosenfeld* seine Stichprobe aber beträchtlich (was einen Verlust an Präzision sowie eine größere Wahrscheinlichkeit, keine statistischen Unterschiede zu finden, obwohl sie in Wirklichkeit vorhanden sind, mit sich bringt), während er zugleich eine vermutlich große Anzahl stabiler Familien ausschloss (wo-

mit er sein Ziel zunichtemachte, nur Kinder aus stabilen Familien zu vergleichen). Allen legt dar, dass es vernünftiger gewesen wäre, diese Kinder in der Stichprobe zu belassen, und den Faktor „Wohnortwechsel in den vergangenen fünf Jahren“ als Kontrollfaktor mit einzubeziehen. Das hätte den Vorteil gehabt, Familienumzüge zu berücksichtigen und gleichzeitig die große Stichprobe beizubehalten.

Die zweite Gruppe, die *Rosenfeld* aussparte, waren die Kinder, die mit dem Haushaltsvorstand biologisch nicht verwandt waren. *Rosenfeld* meinte, dass es ungerecht sei, Kinder, die mit ihren Eltern biologisch verwandt sind (wie Kinder aus einer Familie von Mutter und Vater, die miteinander verheiratet sind), mit Kindern zu vergleichen, die mit ihrem Haushaltsvorstand biologisch nicht verwandt sind (wie adoptierte Kinder oder Pflegekinder). Abermals weist Allen darauf hin, dass *Rosenfeld* durch die Herausnahme dieser Kinder seine Stichprobe verkleinerte.

Das Problem mit der zweiten Stichprobenverkleinerung besteht darin, dass bei gleichgeschlechtlichen Familien die Bezeichnung „Haushaltsvorstand“ in Bezug auf die biologische Verwandtschaft zum Kind willkürlich ist.⁷ Tatsächlich fand Allen bei den Daten von *Rosenfeld*, dass 17,7% der von gleichgeschlechtlichen Paaren aufgezogenen Kinder entfernt wurden, obwohl bei 75,1% von ihnen sehr wohl eine biologische Verwandtschaft bestand, allerdings mit dem zweiten Partner, also dem, der nicht als „Haushaltsvorstand“ fungierte.⁸ Obwohl also eine große Gruppe von Kindern mit einem ihrer Elternteile verwandt war – und damit dem von *Rosenfeld* angestrebten Kriterium der biologischen Verwandtschaft entsprach – strich *Rosenfeld* diese Kinder aus der Studie. Allen führt an, dass es klüger gewesen wäre, diese Kinder in der Stichprobe zu lassen und das Kriterium „biologische Verwandtschaft“ zu einem oder beiden Elternteilen als Kontrollfaktor einzubeziehen.

Die Abhandlung von Allen weist darauf hin, dass es wichtig ist, alle Kinder einzubeziehen. Es geht nicht nur darum, dass *Rosenfelds* Methode ihren Zweck nicht erfüllte; auch die Zielsetzung, nur bestimmte Kinder, nämlich die aus weitgehend stabilen und biologisch miteinander verwandten Familien zu untersuchen, schlug fehl. Allen betont, dass es wichtig ist, diese Kinder in die Stichprobe miteinzubeziehen, weil familiäre Instabilität und der Verlust eines biologischen Elternteils vermutlich gerade diejenigen „Kanäle“ oder Mechanismen sind, durch die die negativen Auswirkungen der neuen Familienstrukturen häufig hervorgerufen werden.⁹

Die Frage der Bedeutung der Kanäle lässt sich mit Folgendem vergleichen: Eine Gruppe von Ärzten möchte untersuchen, ob Erwachsene in städtischen Gebieten eine bessere oder schlechtere Schlafqualität als Erwachsene in ländlichen Gebieten haben.

Die Ärzte nehmen eine sehr große Zufallsstichprobe von Bürgern, grenzen sie entsprechend ihres städtischen oder ländlichen Wohnortes voneinander ab und schauen sich die Antworten in Bezug auf die Schlafqualität an. Allerdings beschließen die Ärzte, aus der Stichprobe alle Erwachsenen herauszunehmen, die nach 15.00 Uhr noch Kaffee trinken oder vor der Schlafenszeit noch hellem Licht ausgesetzt sind. Sie glauben, dass es ungerecht ist, Personen mit diesem Nachteil mit anderen Personen zu vergleichen, die diesen Nachteil nicht haben. Ihre Entscheidung hat zur Folge, dass die Hälfte der Erwachsenen aus städtischen Gebieten aus der Stichprobe herausfällt. Anschließend führen die Ärzte ihre Berechnungen durch und stellen keine statistischen Unterschiede in der Schlafqualität zwischen denjenigen fest, die in städtischen Gebieten gegenüber denjenigen in ländlichen Gebieten leben.

Zu Recht würden wir fragen, ob die Ärzte nicht gerade diejenigen Kanäle aus der Stichprobe entfernt haben, durch die schlechter Schlaf überhaupt erst verursacht wird. Das städtische Leben spielt sich in eher dicht besiedelten Gebieten ab, wo Kaffeetrinken häufig vorkommt und helles Licht nachts die Regel ist. Wir könnten sogar sagen, dass die Forscher das Leben in der Stadt gar nicht verstanden haben, wenn sie diese Erwachsenen aus der Stichprobe herausnehmen.

Allen weist darauf hin, dass in der Wissenschaft ja schon Kanäle identifiziert wurden, durch die die Entwicklung der Kinder beeinflusst wird. Zwei dieser Kanäle sind: Familiäre Instabilität und Verlust eines oder mehrerer biologischer Elternteile.¹⁰ Gleichgeschlechtliche Familien sind per Definition Familien,

in denen das Kind die Trennung von einem oder beiden biologischen Elternteilen durchgemacht hat. Darüber hinaus zeigen gleichgeschlechtliche Paare eine höhere Instabilität und kürzeres Zusammenleben als gegengeschlechtliche Paare.

Wenn Rosenfeld beschließt, diejenigen Kinder aus der Stichprobe herauszunehmen, die nicht mit dem Haushaltsvorstand biologisch verwandt sind, oder die in den vorausgegangenen fünf Jahren einen Wohnortwechsel hatten, so nimmt er die Kinder aus der Stichprobe heraus, die die Kanäle durchlaufen, durch die häufig negative Folgen für das Kind auftreten. Man könnte sagen, er stellt das, was Kinder, die in gleichgeschlechtlichen Beziehungen aufwachsen, ja gerade erleben, verdreht dar. Allen fordert daher Rosenfeld und andere Wissenschaftler auf, diese Kinder in die Stichprobe miteinzubeziehen, um ein umfassenderes Verständnis davon zu erlangen, welche Erfahrungen Kinder in neuen Familienstrukturen machen.

Wie man es richtig macht: Alle Kinder miteinbeziehen

Allen und seine Mitarbeiter stellen die übergangenen Gruppen von Kindern gruppenweise nacheinander wieder her, zunächst, indem sie die Kinder einbeziehen, die in den vorausgegangenen fünf Jahren ihren Wohnort gewechselt hatten. Dadurch steigt die Stichprobengröße um mehr als 80%, und die Forscher stellen fest, dass bei den Kindern von miteinander verheirateten heterosexuellen Eltern die Wahrscheinlichkeit um 26,1% höher ist, dass ihre schulische Entwicklung normal verläuft, gegenüber den Kindern gleichgeschlechtlicher Eltern. Das ist ein statistisch signifikanter Unterschied.¹¹

Chancenverhältnis der normalen schulischen Entwicklung von Kindern, einschließlich der Kinder, die in den vorhergehenden fünf Jahren umgezogen sind

(mit Kontrollen)

1,26	1,16	1,09	1,09	1,00	0,955	0,82
gegengeschlechtlich, verheiratet	alleinerziehende Frau, nie verheiratet	alleinerziehender Mann, nie verheiratet	zusammenlebendes Paar, gegengeschlechtlich	gleichgeschlechtliches Paar	alleinerziehende Frau, geschieden	alleinerziehender Mann, geschieden

Statistisch signifikant im Bereich 1 – 5 Prozent

Statistisch nicht signifikant

Vergleichsgruppe

Quelle: Allen, Pakaluk und Price, „Nontraditional families“ („Nicht-traditionelle Familien“), Tabelle 3, Spalte 2.

Als nächstes fügt Allen diejenigen Kinder wieder in die Stichprobe ein, die mit dem Haushaltsvorstand biologisch nicht verwandt sind, dabei lassen sie die zuerst ausgelassene Gruppe von Kindern weg. Bei diesem Szenario nimmt die Stichprobengröße leicht zu. Jetzt stellen die Forscher fest, dass die Kinder

von heterosexuellen Ehepaaren eine um 29% größere Chance haben, eine normale schulische Entwicklung durchzumachen, im Vergleich zu den Kindern aus gleichgeschlechtlichen Haushalten, was erneut einen statistisch signifikanten Unterschied darstellt.

Chancenverhältnis der normalen schulischen Entwicklung von Kindern, einschließlich der Kinder, die mit dem Haushaltsvorstand nicht verwandt sind

(mit Kontrollen)

1,29	1,14	1,06	1,00	0,99	0,95	0,89
gegengeschlechtlich, verheiratet	alleinerziehende Frau, nie verheiratet	zusammenlebendes Paar, gegengeschlechtlich	gleichgeschlechtliches Paar	alleinerziehende Frau, geschieden	alleinerziehender Mann, nie verheiratet	alleinerziehender Mann, geschieden

- Statistisch signifikant im Bereich 1 – 5 Prozent
- Statistisch nicht signifikant
- Vergleichsgruppe

Quelle: Allen, Pakaluk und Price, „Nontraditional families“ („Nicht-traditionelle Familien“), Tabelle 3, Spalte 3.

Schließlich fügen die Forscher beide Kindergruppen in die Stichprobe ein, stellen damit die ursprüngliche Stichprobe von 1,6 Millionen Kindern wieder her und fügen eine Kontrollgruppe hinzu. Bei diesem Szenario, das in der folgenden Abbildung gezeigt

wird, machen die Kinder von heterosexuellen Ehepaaren mit einer 35% höheren Wahrscheinlichkeit eine normale schulische Entwicklung im Vergleich zu Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien, was erneut ein statistisch signifikanter Unterschied ist.

Chancenverhältnis der normalen schulischen Entwicklung von Kindern - uneingeschränkte Ausführung, die sämtliche Kinder umfasst

(mit Kontrollen)

1,35	1,23	1,18	1,16	1,05	1,00	0,90
gegengeschlechtlich, verheiratet	alleinerziehende Frau, nie verheiratet	alleinerziehender Mann, nie verheiratet	zusammenlebendes Paar, gegengeschlechtlich	alleinerziehende Frau, geschieden	gleichgeschlechtliches Paar	alleinerziehender Mann, geschieden

- Statistisch signifikant im Bereich 1 – 5 Prozent
- Statistisch nicht signifikant
- Vergleichsgruppe

Quelle: Allen, Pakaluk und Price, „Nontraditional families“ („Nicht-traditionelle Familien“), Tabelle 3, Spalte 4.

In seiner ersten Abhandlung zieht Allen den Schluss, dass Rosenfeld fragwürdige Entscheidungen traf in Bezug auf die Frage, welche Kinder in die Stichprobe für die Studie aufzunehmen sind. Diese Entscheidungen führten zu dem Ergebnis „keine statistischen Unterschiede“ zwischen den verschiedenen Haushalten. Nach Vergrößern der Stichprobe und nach statistischer Kontrolle bezüglich der Bedenken Rosenbergs [also nach Einbeziehen der beiden Kontrollfaktoren] stellen Allen und seine Mitarbeiter beachtenswerte und statistisch signifikante Unterschiede fest.

Weitere Ergebnisse: Unterscheidung nach Geschlecht

In der zweiten Abhandlung „Further Results“ („Weitere Ergebnisse“) starten Allen und Mitarbeiter mit der vollständigen, uneingeschränkten Stich-

probe von Kindern und fragen, ob in gleichgeschlechtlichen Familien das Geschlecht der Kinder bei der schulischen Entwicklung eine Rolle spielen könnte. Sie stellen fest, dass Mädchen in gleichgeschlechtlichen Haushalten bessere Chancen auf eine normale schulische Entwicklung haben als Jungen in gleichgeschlechtlichen Haushalten.¹²

Anschließend trennt Allen die lesbischen Haushalte von den schwulen; die Kinder bleiben weiter nach Geschlecht getrennt. Jetzt stellen die Forscher zusätzliche Unterschiede fest, was die Auswirkungen auf die Jungen und auf die Mädchen betrifft. Während die Mädchen mit einer höheren Wahrscheinlichkeit als die Jungen eine normale schulische Entwicklung durchmachen, haben die Jungen die niedrigsten Chancen für eine normale schulische Entwicklung überhaupt, wenn sie in schwulen Haushalten mitleben.

Chancenverhältnis der normalen schulischen Entwicklung von Mädchen

(mit Kontrollen)

1,00	0,917	0,911	0,818	0,815	0,779	0,762	0,664
gegengeschlechtlich, verheiratet	alleinerziehende Frau, nie verheiratet	homosexuelle Väter	alleinerziehender Mann, nie verheiratet	zusammenlebendes Paar, gegengeschlechtlich	lesbische Mütter	alleinerziehende Frau, geschieden	alleinerziehender Mann, geschieden

 Statistisch signifikant im Bereich 1 – 5 Prozent

 Statistisch nicht signifikant

 Vergleichsgruppe

Quelle: Allen, Pakaluk und Price, „Nontraditional families“ („Nicht-traditionelle Familien“), Tabelle 2, Spalte 4.

Chancenverhältnis der normalen schulischen Entwicklung von Jungen

(mit Kontrollen)

1,00	0,909	0,904	0,883	0,789	0,762	0,667	0,603
gegengeschlechtlich, verheiratet	alleinerziehender Mann, nie verheiratet	alleinerziehende Frau, nie verheiratet	zusammenlebendes Paar, gegengeschlechtlich	alleinerziehende Frau, geschieden	lesbische Mütter	alleinerziehender Mann, geschieden	homosexuelle Väter

 Statistisch signifikant im Bereich 1 – 5 Prozent

 Statistisch nicht signifikant

 Vergleichsgruppe

Quelle: Allen, Pakaluk und Price, „Nontraditional families“ („Nicht-traditionelle Familien“), Tabelle 2, Spalte 3.

Beide Geschlechter, Jungen und Mädchen, haben eine höhere Wahrscheinlichkeit, eine normale schulische Entwicklung durchzumachen, wenn sie im Haushalt bei einer alleinerziehenden Mutter oder mit heterosexuellen, zusammenlebenden Eltern mitleben, als im Haushalt bei zwei gleichgeschlechtlichen Elternteilen. In gleichgeschlechtlichen Haushalten zeigen Jungen eine schlechtere schulische Leistung als Mädchen; eine besonders schlechte Leistung zeigen Jungen, wenn sie in schwulen Haushalten mitleben.

Interessanterweise ist das letztgenannte Ergebnis das Gegenteil dessen, was Allen 2013 mit den kanadischen Zensusdaten herausfand. Dort zeigten die von homosexuellen Vätern betreuten Mädchen die schlechtesten schulischen Leistungen im Vergleich zu allen anderen Kindern.¹³ Allen weist darauf hin, dass dieser Unterschied bei den Ergebnissen wahrscheinlich mit mehreren Faktoren zusammenhängt, etwa, dass nur wenige Kinder in gleichgeschlechtlichen Haushalten aufwachsen, oder auch bedingt durch einen Messfehler bei der Erhebung der US-amerikanischen Daten. „Die realistische Schlussfolgerung lautet: Das Geschlecht spielt eine Rolle („gender matters“). Vorsicht ist zu walten bei der Überzeugung, wie sehr und welche Rolle es spielt.“¹⁴

Schlussfolgerung

Allen und Mitarbeiter kritisieren die Entscheidung Rosenfelds, bestimmte Kinder der US-Census-Stichprobe aus seiner Studie auszuschließen. Rosenfelds Entscheidungen, so Allen, waren nicht geeignet, das angestrebte Ziel zu erreichen, nämlich nur Kinder aus stabileren Familien zu untersuchen, die zudem mit einem Elternteil biologisch verwandt sind. Sie fordern Rosenfeld (und andere Wissenschaftler) auf, die Kinder, die in diesen schwierigen Situationen sind, nicht zu übersehen, denn der Zusammenhang zwischen gleichgeschlechtlicher Elternschaft, Verlust eines biologischen Elternteils und familiärer Instabilität spielt für Kinder eine größere Rolle als Wissenschaftler es zugeben. Allen und seine Mitarbeiter kommen außerdem zu dem Schluss, dass das Geschlecht eine Rolle spielt. Wissenschaftler sollten den Zusammenhang zwischen Geschlechterverteilung in jeder Familienstruktur und deren Auswirkungen auf die Kinder [Mädchen und Jungen getrennt] untersuchen, und nicht einfach alle gleichgeschlechtlichen Familien und alle Kinder in einer einzigen Kategorie unterbringen.

Als Allen und Mitarbeiter alle Kinder in die Stichprobe einbezogen und Kontrollgruppen hinzufügten, stellten sie signifikante Unterschiede bezüglich

lich der Auswirkungen [der verschiedenen Familienformen] auf die Kinder fest: Die Chancen der Kinder aus miteinander verheirateten Mutter-Vater-Familien, eine normale schulische Entwicklung durchzumachen, sind 35% höher als die Chancen von Kindern aus Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern. Die Chancen von Mädchen in Haushalten mit lesbischen Müttern, eine normale schulische Entwicklung durchzumachen, sind nur 78% der Chancen, die Mädchen aus miteinander verheirateten Mutter-Vater-Fami-

lien haben. Die Chancen von Jungen in Haushalten mit lesbischen Müttern, eine normale schulische Entwicklung durchzumachen, sind 76%. Die Chancen von Jungen in Haushalten mit homosexuellen Vätern sind nur 60% der Chancen, die Jungen aus miteinander verheirateten Mutter-Vater-Familien haben. Alle diese Unterschiede sind statistisch signifikant. Schulisch ins Hintertreffen zu geraten, hat weitere, sich allmählich ausweitende Auswirkungen, deshalb sind dies Unterschiede, die beachtet werden sollten.

Anmerkungen

- 1 Rosenfeld wrote his article prior to the release of the New Family Structures Study, the only other U.S. nationally representative data set available that includes same-sex-parented children.
- 2 See Appendix: Michael J. Rosenfeld, „Nontraditional Families and Childhood Progress through School“, *Demography* 47 (August 2010): 755-775, p. 770.
- 3 Allen, Pakaluk and Price heben hervor, dass Rosenfeld „keine Unterschiede“ mit „statistisch nicht signifikant“ verwechselt hat. Tatsächlich fand er Letzteres heraus, doch behauptete er, Erstgenanntes festgestellt zu haben.
- 4 See Rosenfeld, 758 (citing Alexander, Entwisle, and Horsey, 1997; Guo, Brooks-Gunn, and Harris, 1996; Moller et al., 2006; Roderick, 1994; Rumberger, 1987; Tillman, Guo, and Harris, 2006; McLanahan, 1985).
- 5 See Rosenfeld, 758 (citing Brooks-Gunn and Markman, 2005).
- 6 Allen, Pakaluk, and Price explain that the 2000 U.S. Census is a limited tool for measuring „normal progress through school“ because of measurement errors. See their „Further Results“, this volume, 8-10.
- 7 „Die exakte Frage auf dem Fragebogen zur Volkszählung fragt, ob das Kind der oder die ‚natürlich geborene Sohn oder Tochter‘ des Haushaltsvorstands ist. Natürlich kann in einem gleichgeschlechtlichen Haushalt höchstens ein Elternteil mit dem Kind biologisch verwandt sein, und daher gibt es keinen Grund, warum dieser Elternteil für Volkszählungszwecke der Haushaltsvorstand sein muss“ (Allen, Pakaluk und Price, „Weitere Ergebnisse“, 3).
- 8 Allen, Pakaluk, and Price, „Further Results“, 3.
- 9 Allen, Pakaluk, and Price, „Further Results“, 4.
- 10 Alle Kinder, die bei gleichgeschlechtlichen Paaren leben, werden in einem gewissen Maß den Verlust der Beziehung zu einem Elternteil durchmachen: Entweder werden sie nur zu einem Elternteil im Haushalt eine biologische Beziehung haben (und für den anderen Elternteil Stiefkind sein) oder mit beiden Elternteilen nicht verwandt sein (Adoptivkind oder Pflegekind). Solche Erfahrungen könnten wahrscheinlich genau die „Kanäle“ sein, durch die sich negative Auswirkungen ergeben könnten“ (Allen, Pakaluk und Price, „Weitere Ergebnisse“, 4). Zudem gibt es Belege dafür, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften weniger stabil als heterosexuelle Partnerschaften sind (sowohl eheliche als auch nur zusammenlebende), und diese Feststellung ist hochgradig robust (siehe Kurdek, 1998; Lau, 2012; Andersson et al., 2006; Kalmijn et al., 2007). Man kann vermuten, dass Stabilität ein wichtiger Kanal ist, durch den Auswirkungen auf die Kinder zustande kommen. Es ist wichtig, dass dieser Kanal in den Daten gewürdigt wird“ (Ibid., 5).
- 11 Allen, Pakaluk, and Price, „Nontraditional Families“, 955.
- 12 See Allen, Pakaluk, and Price, „Further Results“, 6 (table 1, columns 2 and 3).
- 13 See Douglas W. Allen, „High School Graduation Among Children of Same-Sex Households“, *Review of Economics of the Household* 11 (December 2013): 635-658, included in this volume.
- 14 Allen, Pakaluk, and Price, „Further Results“, 11.

IV

Zusammenfassung der Studie von Douglas W. Allen

„High School Graduation Rates Among Children of Same-Sex Households“

„Hochschul-Abschlussquoten von Kindern aus gleichgeschlechtlichen Haushalten“

Review of Economics of the Household 11 (Dezember 2013): 635-658,
<http://dx.doi.org/10.1007/s11150-013-9220-y>

Aus dem Englischen übersetzt im Auftrag des Familienbunds d. Katholiken im Bistum Augsburg.

Douglas W. Allen leitet seine Studie mit einem Überblick über die Literatur zu gleichgeschlechtlicher Elternschaft ein. Von den 53 Studien zur gleichgeschlechtlichen Elternschaft und deren Auswirkungen auf das Kind sind 50 Studien nicht geeignet, um als Quelle für allgemeine Informationen zum Kindeswohl zu dienen. Diese Studien sind (1) politisiert, indem sie umfassende politische Empfehlungen abgeben, die durch die in der Studie vorgelegten Belege nicht untermauert werden können, (2) konzentrieren sich bei der Messung des kindlichen Verhaltens auf weiche Kriterien (etwa die subjektive Wahrnehmung des Selbstwertgefühls oder der Stigmatisierung), statt auf harte Kriterien, die von Dritten reproduziert werden können (etwa Krankenhausaufenthalte) und/oder (3) basieren auf kleinen Stichproben (im Durchschnitt 30 bis 60 Befragte), auf nicht zufällig ausgewählten Stichproben und/oder statistischen Tests ohne größere Aussagekraft. Allen folgert: „Ein Überblick über die Literatur zu gleichgeschlechtlicher Elternschaft führt unweigerlich zu dem Fazit, dass es sich dabei um eine Sammlung von Explorationsstudien handelt.“¹

Nur insgesamt drei Studien (Rosenfeld, 2010; Regnerus, 2012; Allen et al., 2013) nutzen nationale Zufallsdatenbestände. Eine davon (Rosenfeld) vertritt die These, dass es „keine Unterschiede“ zwischen Kindern aus gleichgeschlechtlichen und Kindern aus gegengeschlechtlichen Haushalten gibt. Dr. Michael Rosenfeld nutzte die amerikanische Volkszählung (2000 U.S. Census), um die schulische Entwicklung von Kindern aus unterschiedlichen Familienformen in den Vereinigten Staaten zu untersuchen. Rosenfeld schlussfolgerte, dass Kinder aus gleichgeschlechtlichen Familien eine normale schulische Entwicklung durchmachen und es in dieser Hinsicht keine Unterschiede zwischen ihnen und Kindern aus gegengeschlechtlichen Familien gibt.²

In dieser Abhandlung analysiert Allen die Highschool-Abschlussquoten in Kanada. Seine Ergebnisse stellen sowohl Rosenfelds Methodik als auch dessen Resultate infrage.

Allen stützt sich auf die kanadische Volkszählung von 2006 (2006 Canada Census) und nutzt diese umfassende, nationale Wahrscheinlichkeitsstichprobe mit fast zwei Millionen Kindern aus sechs unterschiedlichen Familienstrukturen:

1. Familien mit alleinerziehenden Müttern, wozu sowohl heterosexuelle als auch lesbische Mütter gehören, da der Canada Census bei der sexuellen Orientierung alleinstehender Müttern keine Unterschiede macht.
2. Familien mit alleinerziehenden Vätern, wozu heterosexuelle und homosexuelle Väter gehören.
3. Familien mit heterosexuellen, miteinander verheirateten Eltern, also gegengeschlechtliche Paare in der ersten oder einer folgenden Ehe. Der Canada Census erfasst nur den „aktuellen Ehestand“ und fragt nicht, ob einer der beiden ein Stiefelternteil ist.
4. Eheähnliche Gemeinschaften umfassen gegengeschlechtliche Paare, die zusammenleben, aber nicht gesetzlich verheiratet sind. In Kanada haben eheähnliche Gemeinschaften die gleichen Rechte und gleichen Verpflichtungen wie verheiratete Paare.
5. Familien mit homosexuellen Vätern umfassen verheiratet oder unverheiratet zusammenlebende homosexuelle Männer. Kanada bietet seit 1997 Steuervergünstigungen und staatliche Leistungen für gleichgeschlechtliche Partner an. Seit 2005 sind

gleichgeschlechtliche Ehen gesetzlich anerkannt. Zu dieser Kategorie gehören jedoch nicht zwei Männer, die in einer nicht-homosexuellen Beziehung zusammenleben.

6. Familien mit lesbischen Müttern umfassen verheiratet oder unverheiratet zusammenlebende lesbische Frauen. Zu dieser Kategorie gehören nicht zwei Frauen, die aus anderen Gründen zusammenleben.

Die Kinder

Allen beschränkt seine Stichprobe auf 17- bis 22-jährige Kinder (das Highschool-Alter) und analysiert zwei Messgrößen in Bezug auf ihr Verhalten: Schulbesuch und die Wahrscheinlichkeit von Schulabschlüssen. Er findet heraus, dass die Kinder aus gleichgeschlechtlichen Haushalten eine signifikant geringere Wahrscheinlichkeit haben, einen High-

school-Abschluss zu machen – obwohl homosexuelle und lesbische Eltern ihre Kinder ebenso häufig auf die Highschool schicken wie gegengeschlechtliche Eltern. Die Chancen, den Schulabschluss zu machen, betragen bei Kindern aus Familien mit homosexuellen Vätern, nur 69% derjenigen Chancen, die Kinder aus verheirateten heterosexuellen Familien haben. Die Chancen der Kinder aus Familien mit lesbischen Müttern betragen sogar nur 60% derjenigen Chancen, die Kinder aus gegengeschlechtlichen Familien haben.

Um zu veranschaulichen, wie stabil diese Unterschiede zwischen den verschiedenen Familienstrukturen sind, führt Allen den Leser durch einen Verlauf von Szenarien, indem er die Daten unter unterschiedlichen Bedingungen auswertet. Er beginnt mit den uneingeschränkten Durchschnittswerten der Gesamtstichprobe:

Highschool-Abschlussquoten

(keine Kontrollen)

0,72	0,62	0,61	0,60	0,59	0,52
gegengeschlechtlich Verheiratete	alleinerziehender Vater	alleinerziehende Mutter	homosexuelle Väter	nichteheliche Lebensgemeinschaft	lesbische Mütter

Das Diagramm stellt die Schulabschlussquoten in ihrer elementarsten Form dar: Abgesehen von der Art des Haushalts wurden die Daten durch kein weiteres Merkmal kontrolliert. Die Ergebnisse zeigen schon hier, dass es Unterschiede bei den Schulabschlussquoten gibt: Die Kinder von gegengeschlechtlichen verheirateten Paaren schneiden am besten ab. Die Kinder lesbischer Eltern haben die niedrigsten Abschlussquoten, die Kinder aus den anderen Familienformen liegen dazwischen. Die Ergebnisse schließen aber andere mögliche Erklärungen dafür, dass Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern, Kinder alleinerziehender Elternteile sowie Kinder aus nichtehelichen Lebensgemeinschaften niedrigere Abschlussquoten aufweisen, noch nicht aus. Beispielsweise könnten Kinder mit gleichgeschlechtlichen Paaren aus Haushalten mit niedrigerem Einkommen stammen, was zu ihren geringeren Abschlussquoten beitragen könnte. Aus dem Diagramm kann man also

noch nicht folgern, dass es die Familienstruktur ist, die eng mit den gezeigten Auswirkungen auf die Kinder korreliert. Daher lotet Allen alternative Erklärungen tiefer aus.

Im nächsten Diagramm rekonstruiert Allen eine von Rosenfelds Analysen – diesmal mit den kanadischen Daten. Da Rosenfeld wusste, dass gleichgeschlechtliche Haushalte eng mit dem Merkmal „Mobilität“ korrelieren, schloss er alle Familien aus der Stichprobe aus, die in den vorangegangenen fünf Jahren ihren Wohnort gewechselt hatten. Er argumentierte, dass eine Zerrüttung der Familie (etwa eine Scheidung) zu einem Umzug führen könnte, was die schulische Leistung des Kindes beeinträchtigt. Durch die Herausnahme dieser Familien erhielt Rosenfeld eine Stichprobe von Kindern aus relativ [orts-]stabileren Haushalten. Allen prüft diese Messgröße und kommt zu den folgenden Ergebnissen:

Highschool-Abschlussquoten mit einer eingeschränkten Stichprobe

(Begrenzt auf Familien, die in den vorangegangenen fünf Jahren nicht umgezogen sind)

0,73	0,65	0,64	0,62	0,59	0,58
gegengeschlechtlich Verheiratete	alleinerziehender Vater	alleinerziehende Mutter	nichteheliche Lebensgemeinschaft	homosexuelle Väter	lesbische Mütter

Bei diesem Szenario ähneln die Ergebnisse dem vorhergehenden: Kinder aus gegengeschlechtlich verheirateten Haushalten schneiden am besten ab, Kinder aus Haushalten mit lesbischen Müttern weisen die schlechtesten Werte auf, und alle anderen Familien liegen dazwischen. Zudem verzeichnen die Kinder aus Haushalten mit homosexuellen Vätern niedrigere Abschlussquoten als im vorhergehenden Szenario.

Danach bietet *Allen* einen neuen Ansatz an. Er stellt die Gesamtstichprobe wieder her (er bezieht also die Familien wieder mit ein, die innerhalb der vorausgegangenen fünf Jahre umgezogen waren). Doch diesmal fügt er Kontrollen in Bezug auf Merkmale des Kindes, auf Elternbildung und den Ehestand des Haushaltes hinzu. Merkmale des Kindes, etwa eine Behinderung oder ein Umzug innerhalb der vorausgegangenen Jahre, senken die Chancen eines

Kindes, einen Abschluss in der Highschool zu machen; die Chancen steigen dagegen, wenn das Kind ein Mädchen ist oder wenn es aus einem städtischen Umfeld oder aus einer Familie kommt, in der alle die gleiche Ethnie (englisch: race) haben. Kinder mit Eltern, die einen Highschool-Abschluss haben, schließen die Highschool doppelt so häufig ab wie Kinder von Eltern, die keinen Abschluss haben. Kinder, die aus einer Familie kommen, bei der sich die Eltern getrennt haben, haben geringere Chancen, die Highschool abzuschließen. *Allen* stellt statistische Kontrollen für alle diese Faktoren bei Kindern und Eltern auf, so dass keiner mehr als Ursache für die Unterschiede bei den Auswirkungen auf die Kinder in Frage kommt.

Das folgende Diagramm zeigt die Ergebnisse nach statistischer Kontrolle bezüglich der oben erwähnten Faktoren:

Das Quotenverhältnis von Kindern, die einen Highschool-Abschluss machen

(mit Kontrollen)

1,13	1,00	0,69	0,63	0,62	0,60
nichteheliche Lebensgemeinschaft	gegengeschlechtlich Verheiratete	homosexuelle Väter	alleinerziehender Vater	alleinerziehende Mutter	lesbische Mütter

- Statistisch nicht signifikant
- Statistisch signifikant in Höhe von 5%

Ein Quoten- oder Wahrscheinlichkeitsverhältnis abzubilden ist eine Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit von auftretenden Symptomen oder Phänomenen darzustellen. In diesem Fall behält *Allen* die Kontrollgruppe (die Kinder aus Familien mit gegengeschlechtlich verheirateten Eltern) bei 1,00 und misst nur, wie stark – im Vergleich zur Kontrollgruppe – das Aufwachsen in einer anderen Familienstruktur mit einem Highschool-Abschluss verknüpft ist. Je niedriger das Quoten- oder Wahrscheinlichkeitsverhältnis ist, desto schwächer ist die Verknüpfung mit dem Highschool-Abschluss. Im oben gezeigten Diagramm sind die hell-orangen Balken statistisch nicht signifikant und können deshalb nicht als zuverlässige Angaben gelten. Die Balken in Dunkelorange geben die statistisch signifikanten Ergebnisse wieder, die belastbar genug sind, um sich auf sie zu stützen. Beim Blick auf diese Zahlen stellt man fest, dass die Kinder aus gegengeschlechtlich verheirateten Haushalten am besten abschneiden; die Kinder aus Haushalten mit lesbischen Müttern weisen die schlechtesten Werte auf; die Kin-

der aus Haushalten mit homosexuellen Vätern sind zwischen beiden Werten zu finden.

Zu beachten ist, dass bei allen drei grafisch dargestellten Szenarien die Rangfolge bestehen bleibt. Zwar ändern sich die zahlenmäßigen Ergebnisse, nicht aber das Verhältnis zwischen den Kindern aus gegengeschlechtlich verheirateten Familien und Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien.

Allen stellt noch eine andere Frage: Macht es einen Unterschied, ob das Kind ein Mädchen oder ein Junge ist? Der Canada Census ermöglicht es, das Geschlecht der Kinder in jedem gleichgeschlechtlichen Haushalt zu ermitteln, und *Allen* beschränkt die Stichprobe jetzt auf entweder nur Jungen oder nur Mädchen. Das folgende Diagramm verzeichnet das Quoten- oder Wahrscheinlichkeitsverhältnis für Mädchen, wie zuvor nach statistischer Kontrolle für die oben angegebenen Merkmale bei den Kindern und den Eltern.

Quotenverhältnis von Kindern, die einen Highschool-Abschluss machen

(nur Mädchen, mit Kontrollen)

1,00	0,93	0,51	0,46	0,45	0,15
gegengeschlechtlich Verheiratete	nichteheliche Lebensgemeinschaft	alleinerziehende Mutter	alleinerziehender Vater	lesbische Mütter	homosexuelle Väter



Statistisch nicht signifikant



Statistisch signifikant in Höhe von 5 %

Hier zeigen die Mädchen, die bei zwei homosexuellen Vätern leben, die schlechtesten Ergebnisse – die Wahrscheinlichkeit eines Schulabschlusses beträgt bei ihnen nur 15% der Wahrscheinlichkeit von Mädchen, die bei gegengeschlechtlich verheirateten Eltern leben. Mädchen, die bei zwei lesbischen Müttern leben, schneiden besser ab. Die Wahrscheinlichkeit ihres Schulabschlusses beträgt 45% der Wahrscheinlichkeit von Mädchen, die bei gegengeschlechtlich verheirateten Eltern leben. Die Mädchen, die bei einem alleinerziehenden Vater leben, schneiden besser ab als die Mädchen, die bei zwei homosexuellen

Vätern leben. Mädchen, die bei zwei lesbischen Müttern leben, schneiden ähnlich ab wie Mädchen bei einem alleinerziehenden Vater. Die Geschlechterkonstellation der Eltern macht für das Mädchen also einen eklatanten Unterschied. Was den Highschool-Abschluss betrifft, ist es für das Mädchen besser, bei einem alleinerziehenden Elternteil zu leben als bei zwei Eltern des gleichen Geschlechts.

Aufgrund der Stichprobeneinschränkung konnte *Allen* für die Jungen keine statistisch signifikanten Ergebnisse finden:

Quotenverhältnis von Kindern, die einen Highschool-Abschluss machen

(nur Jungen, mit Kontrollen)

1,61	1,23	1,00	0,76	0,76	0,68
homosexuelle Väter	nichteheliche Lebensgemeinschaft	gegengeschlechtlich Verheiratete	alleinerziehender Vater	lesbische Mütter	alleinerziehende Mutter



Statistisch nicht signifikant



Statistisch signifikant in Höhe von 5 %

Die einzigen statistisch signifikanten Ergebnisse betrafen das Aufwachsen von Jungen in Haushalten mit alleinerziehendem Vater und alleinerziehender Mutter. Die Ergebnisse für Jungen in gleichgeschlechtlichen Haushalten waren nicht belastbar genug, um als zuverlässig zu gelten. Dennoch macht auch hier das Geschlecht offensichtlich einen Unterschied. *Allen* stellt die These auf, dass „Söhne bei Vätern und Töchter bei Müttern besser abschneiden“. ³ Weitere Untersuchungen und Daten sind aber nötig, um diese Tendenz zu bestätigen. Doch ist diese Annahme nicht neu: „In der Fachliteratur zur Kindesentwicklung sowie in der Pop-Kultur wird die Überzeugung vertreten, dass Mütter und Väter jeweils unterschiedliche Beiträge zur Erziehung leisten, die nicht völlig austauschbar sind. Die Ergebnisse würden mit dieser Feststellung übereinstimmen, es braucht aber mehr Forschung, um einen Kausalzusammenhang zu zeigen.“ ⁴

Infolge dieser Szenarien schließt *Allen*: Es ist wichtig, die Geschlechterkonstellation der Eltern und das Geschlecht der Kinder zu berücksichtigen. Erzie-

hung bei lesbischen Eltern sollte von einer Erziehung bei schwulen Eltern unterschieden werden und man sollte nicht davon ausgehen, dass Jungen und Mädchen jeweils gleich auf die Erziehung in entweder lesbischen oder schwulen Haushalten reagieren.

Allens Schlussfolgerungen unterscheiden sich sehr stark von denen *Rosenfelds*. *Allen* erörtert drei Gründe dafür:

Erstens schloss *Rosenfeld* alle gleichgeschlechtlichen Paare aus der Stichprobe aus, die ihren Wohnort in den letzten fünf Jahren vor der Befragung gewechselt hatten. Er nahm diese Familien heraus, weil gleichgeschlechtliche Paare in einem starken Zusammenhang mit Mobilität stehen. Er formulierte das so: „Die meisten der zur Zeit der Volkszählung im Jahr 2000 von gleichgeschlechtlichen Paaren aufgezogenen Kinder hatten zuvor die Scheidung oder Zerrüttung ihrer Eltern durchgemacht, was für einige Kinder traumatisch ist.“ ⁵ *Rosenfeld* meinte, es sei ungerecht, Kinder in die Stichprobe mitaufzunehmen, die eine solche Umstellung durchgemacht haben. ⁶

Allen dagegen betont, dass der Prozentsatz von gleichgeschlechtlichen Familien, der im Zusammenhang mit Mobilität stand, so hoch war, dass *Rosenfeld* – dadurch dass er sie aus der Stichprobe ausschloss – zwei größere Probleme bekam: Erstens wurde es dadurch statistisch unmöglich, die Kinder aus gleichgeschlechtlichen Haushalten von den anderen Kindern zu unterscheiden, was zur falschen Nullhypothese führt (es gibt „keine Unterschiede“).⁷ Zweitens: Indem *Rosenfeld* die mobilen Familien aus der Stichprobe herausnahm, beseitigte er genau den Faktor, der für die geringen Abschlussquoten verantwortlich sein könnte – familiäre Instabilität aufgrund ehelicher Zerrüttung: „Die erhöhte Wahrscheinlichkeit, eine Klasse nicht zu bestehen, kann sehr wohl mit der vorausgegangenen Scheidung oder Trennung der Eltern zu tun haben – insbesondere, wenn die Wahrscheinlichkeit statistisch der bei alleinerziehenden Eltern ähnelt. Viele Kinder in gleichgeschlechtlichen Haushalten wurden ja ursprünglich in einer gegengeschlechtlichen Familie, die später in die Brüche ging, geboren.“⁸ Allen bezieht diese Familien also in die Stichprobe ein und führt eine statistische Kontrolle bezüglich des Merkmals „eheliche Vorgeschichte der Eltern“ durch.

Ein zweiter Grund, warum Allen zu einem anderen Schluss kommt, liegt darin, dass die US-Volkszählung aus dem Jahr 2000, auf die sich *Rosenfeld* stützte, Messfehler enthält. Aufgrund des „Defense of Marriage Amendment (DOMA)“-Gesetzes war es bei der US-Volkszählung nicht erlaubt, gleichgeschlechtliche Paare zu identifizieren. *Rosenfeld* musste also intelligente Vermutungen anstellen, welches die gleichgeschlechtlichen Paare waren. Seine Vermutungen basierten auf den Antworten zu allgemeineren Fragen über Geschlecht und dazu, wer der Haushaltsvorstand war. *Rosenfeld* stellte die besten für ihn möglichen Vermutungen an, doch war das eine große Einschränkung seiner Studie. Da in Kanada zur Zeit der Volkszählung die gleichgeschlechtliche Ehe aber legal war, konnte sich Allen direkt auf die Selbstidentifikation der gleichgeschlechtlichen Paare stützen, was eine höhere Genauigkeit bei der Ermittlung der Familienstruktur zur Folge hatte.

Schließlich unterscheidet Allen zwischen schwulen und lesbischen Haushalten, *Rosenfeld* dagegen benutzte dafür nur eine einzige Kategorie. Das ermöglichte eine größere Genauigkeit bei den Ergebnissen von Allen.

Allens Studie über kanadische gleichgeschlechtliche Eltern und die Highschool-Abschlussquoten ihrer Kinder ist daher präziser als die *Rosenfeld*-Studie. Allens Studie macht glaubwürdig klar, dass die derzeit solidesten Daten auf dem empirischen Forschungsmarkt das Fazit unterstützen: Was die Auswirkungen auf die Kinder betrifft, gibt es sehr wohl Unterschiede zwischen den verschiedenen Familien-

formen. Kinder aus gegengeschlechtlich verheirateten Haushalten übertreffen ihre Altersgenossen aus sämtlichen anderen Familienstrukturen, auch die aus gleichgeschlechtlichen Haushalten. Kinder aus lesbischen Haushalten tendieren dazu, am schlechtesten abzuschneiden.

Schlussfolgerung

Allen schlussfolgert: Die These, die man überwiegend in der Fachliteratur über gleichgeschlechtliche Elternschaft findet, nämlich, es gebe „keine Unterschiede“, ist aufgrund des fehlenden wissenschaftlichen Werts dieser Forschungen nicht gerechtfertigt. Allen untersuchte eine große Zufallsstichprobe aus der kanadischen Volkszählung von 2005 und fand heraus, dass Kinder aus schwulen und lesbischen Haushalten signifikant niedrigere Highschool-Abschlussquoten aufzeigten als Kinder von gegengeschlechtlichen, verheirateten Eltern. Allen weist darauf hin, dass seine Untersuchungsergebnisse im Vergleich zur Wirklichkeit vermutlich noch ein zu rosiges Bild von den Kindern aus gleichgeschlechtlichen Familien zeichnen. Denn die kanadische Volkszählung bezieht in die Kategorie der gegengeschlechtlichen, verheirateten Eltern auch jene mit ein, die nach einer vorhergehenden Scheidung wieder geheiratet haben. Hätte Allen Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern mit einer Kontrollgruppe von Kindern aus intakten (zuvor nie geschiedenen) gegengeschlechtlichen, verheirateten Eltern vergleichen können – was Soziologen als den „Goldstandard“ für Kinder bezeichnen –, wären die geschätzten Abschlussquoten für Kinder aus diesen intakten Familien vermutlich noch höher. Der Abstand zu den anderen Familiengruppen wäre dann noch signifikanter und besorgniserregender.

Allen schließt mit einem Appell an die akademische Welt, die Unterschiede zwischen den verschiedenen Familienstrukturen im Hinblick auf die Auswirkungen auf die Kinder anzuerkennen und sorgfältiger zu erforschen, warum es diese Unterschiede gibt – durch den Einsatz effizienterer methodischer Konzeptionen und höherwertigerer statistischer Tests. Es ist ein Weckruf nach einem „außergewöhnlichen Datenbestand“, der sehr groß ist, landesweit, zufällig erhoben; der sich auf Selbstauskunft bezüglich der sexuellen Orientierung der Eltern stützt; retrospektiv, mit einer Zeitlinie für jede einzelne frühere familiäre Veränderung, so dass die Wissenschaftler die eheliche Vorgeschichte der Eltern und eheliche Instabilität quer durch alle Familienstrukturen untersuchen können.⁹

Anmerkungen

1 Allen, 642.

2 Siehe Anhang: Michael Rosenfeld, „Nontraditional Families and Childhood Progress through School“, *Demography* 47 (August 2010): 755-775.

3 Allen, 649.

4 Ebd., 651-652.

5 Rosenfeld, 758.

6 Ebd., 760.

7 Allen, 641.

8 Ebd., 642.

9 Ebd., 655.